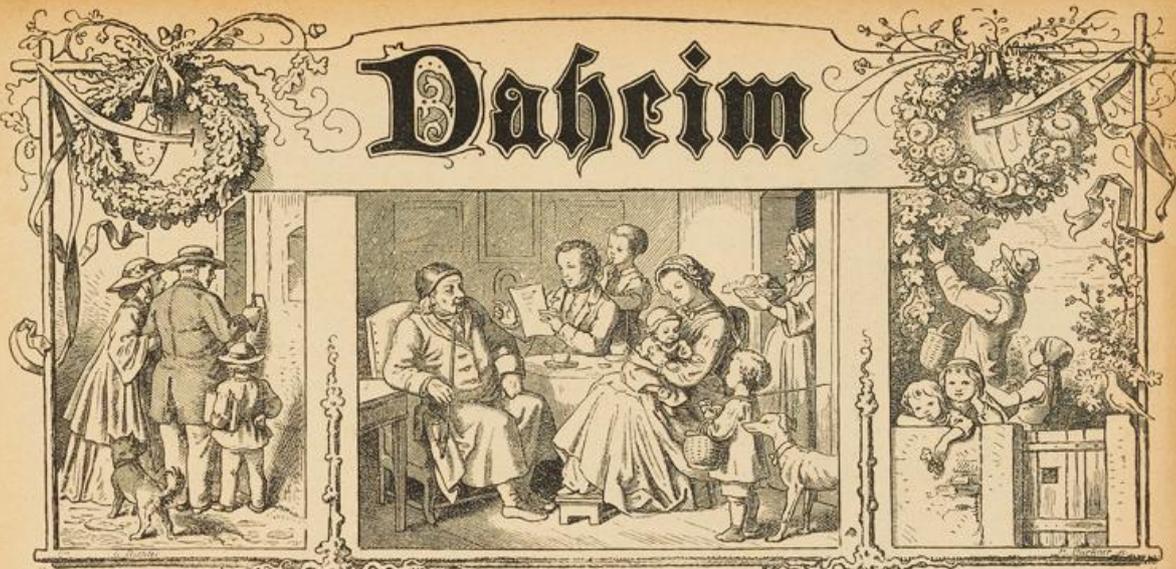


Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 5. Januar 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. N^o 14.

Zum neuen Jahre.

Ein Jahr entschwand, es war ein Jahr voll Gnaden.

O du, mein Volk, vergiß des Herren nicht!
Sein treuer Arm bewahrte dich vor Schaden,
Reich war der Tisch, an den er dich geladen,
Groß seine Huld und schonend sein Gericht.
In Frieden ruhten deines Landes Marken,
Des Krieges dumpfe Donner blieben fern,
Und sicher liegt dein Scepter in den starken,
Den sieggewohnten Händen des Monarchen:
O du, mein Volk, gedenke deines Herrn!

Ein Jahr entschwand — o wilde Flucht der Zeiten!

Wie strömt dahin das Leben Well' auf Well'!
Was suchest du am Ufer kurze Freuden?
Was schrecken dich vom Ufer kurze Leiden?
Schon reißt dich fort das rauschende Gefäll!
Der Erde Blüten sinken wehend nieder.
Empor, mein Herz! Dort sind die ew'gen Güter,
Dort ist das Ziel, dort winkt ein Stern!
Im Ewigen ist Friede der Gemüther.
O du, mein Volk, gedenke deines Herrn!

Ein Jahr beginnt, trüb dämmert es im Morgen,

Wer sagt dem ahnungsvollen Herzen an,
Welch ein Geschick in seinem Schoß verborgen?
Heißt es die alten, bringt es neue Sorgen?
Ist dornenvoll, ist friedvoll seine Bahn?
Getroßt! Der höchste sitzt im Regimente!
Sein ist der Segen, und Er segnet gern.
Daß sich Sein Vaterauge zu dir wende,
Daß Er am Tag der Noth dir Hilfe sende,
O du, mein Volk, gedenke deines Herrn!

Ein Jahr beginnt, Heil uns, die wir's erleben!

Uns schlägt zur Arbeit eine neue Frist.
Wohlan, frisch auf! zu neuem Thun und Streben!
Es rege sich, wem Kunst und Kraft gegeben,
Es wirke fröhlich, wer im Lichte ist!
Und wenn die Pflichten schwer und sauer dänken,
So lerne dulden und zu hoffen lern'!
Wenn des Erfolges Sterne andern blinken,
Wenn müd' im Kampfe dir die Hände sinken,
O du, mein Herz, gedenke deines Herrn!

Karl Haden Schmidt.

Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

I. Heiligabend.

Es war Weihnachten 1812, heiliger Abend. Einzelne Schneeflocken fielen und legten sich auf die weiße Decke, die schon seit Tagen in den Straßen der Hauptstadt lag. Die Laternen, die an lang ausgepannten Ketten hingen, gaben nur spärliches Licht; in den Häusern aber wurde es von Minute zu Minute heller und der „heilige Christ“, der hier und dort

XIV. Jahrgang. 14. b.

schon einzuziehen begann, warf seinen Glanz auch in das draußen liegende Dunkel.

So war es auch in der Klosterstraße. Die „Singuhr“ der Parochialkirche setzte eben ein, um die ersten Takte ihres Liedes zu spielen, als ein Schlitten aus dem Gasthof zum grünen Baum herausfuhr und gleich darauf schräg gegenüber vor einem zweistöckigen Hause hielt, dessen hohes Dach noch

Nachdruck verboten.
Gel. v. 11. / VI. 70.

eine Manjardenwohnung trug. Der Kutscher des Schlittens, in einem abgetragenen, aber mit drei Kragen ausgestatteten Mantel, beugte sich vor und sah nach den obersten Fenstern hinauf; als er jedoch wahrnahm, daß alles ruhig blieb, stieg er von seinem Sitz, strängte die Pferde ab und schritt auf das Haus zu, um durch die halb offen stehende Thür in dem dunklen Flur desselben zu verschwinden. Wer ihm dahin gefolgt wäre, hätte notwendig das stufenweise Stapfen und Stoßen hören müssen, mit dem er sich, vorsichtig und ungeschickt, die drei Treppen hinauffühlte.

Der Schlitten, eine einfache Schleife, auf der ein mit einem sogenannten „Plan“ überspannter Korbwagen befestigt war, stand all die Zeit über ruhig auf dem Fahrbaum, hart an der Öffnung einer hier aufgeschütteten Schneemauer. Der Korbwagen selbst, muthmaßlich um mehr Wärme und Bequemlichkeit zu geben, war nach hinten zu, bis an die Plandecke hinauf, mit Stroh gefüllt; vorn lag ein Häfelsack, gerade breit genug, um zwei Personen Platz zu gönnen. Alles so primitiv wie möglich. Auch die Pferde waren unscheinbar genug, kleine Schelländer, die gerade jetzt in ihrem winterlich rauhen Haar ungeputzt und dadurch ziemlich vernachlässigt ansahen. Aber wie immer auch, die russischen Seelen, dazu das Schellengeläut, das auf roth eingesehten breiten Ledergurten über den Rücken der Pferde hing, ließen keinen Zweifel darüber, daß das Fuhrwerk aus einem guten Hause sei.

So waren fünf Minuten vergangen oder mehr, als es auf dem Flur hell wurde. Eine Alte in einer weißen Nachthaube, das Licht mit der Hand schützend, streckte den Kopf neugierig in die Straße hinaus; dann kam der Kutscher mit Mantelsack und Pappkarton; hinter diesem, den Schluß bildend, ein hochaufgeschossener junger Mann von leichter vornehmer Haltung. Er trug eine Jagdmütze, kurzen Rock und war in seiner ganzen Oberhälfte unwinterlich gekleidet. Nur seine Füße steckten in hohen Filzstiefeln. „Frohe Feiertage, Frau Huln!“ damit reichte er der Alten die Hand, stieg auf die Deichsel und nahm Platz neben dem Kutscher. „Nun vorwärts, Krist; Mitternacht sind wir in Hohen-Viez. Das ist recht, daß Papa die Poms geschickt hat.“

Die Pferde zogen an und versuchten es, ihrer Natur nach, in einen leichten Trapp zu fallen; aber erst als sie die Königsstraße mit ihrem Weihnachtsgebränge und Waldteufelgerummel im Rücken hatten, ging es in immer rascherem Tempo die Landsberger Straße entlang und endlich unter immer munterer werdendem Schellengeläut zum Frankfurter Thore hinaus.

Draußen umging sie Nacht und Stille; der Himmel klärte sich und die ersten Sterne traten hervor. Ein leiser aber scharfer Ostwind fuhr über das Schneefeld und der Held unserer Geschichte, Lewin von Wigewij, der seinem väterlichen Gute Hohen-Viez zufuhr, um die Weihnachtsfeiertage daselbst zu verbringen, wandte sich jetzt, mit einem Anflug von märkischem Dialekt, an den neben ihm sitzenden Gefährten. „Nun, Krist, wie wäre es? Wir müssen wohl einheizen.“ Dabei legte er Daumen und Zeigefinger ans Kinn und paffte mit den Lippen. Dies „wir“ war nur eine Vertraulichkeitswendung; Lewin selbst rauchte nicht. Krist aber, der von dem Augenblick an, wo sie die Stadt im Rücken hatten, diese Aufforderung erwartet haben mochte, ohne Weiteres die Leinen in die Hand seines jungen Herrn und fuhr in die Manteltasche, erst um eine kurze Pfeife mit bleiernem Abguss, dann um ein neues Paket Tabak daraus hervorzuholen. Er nahm beides zwischen die Kniee, öffnete das mit braunem Lack gesiegelte Paket, stopfte und begann dann mit derselben langsamen Sorglichkeit nach Stahl und Schwamm zu suchen. Endlich brannte es; er that, indem er wieder die Leine nahm, die ersten Züge und während jetzt kleine Funten aus dem Drahtdeckel hervorprühten, ging es auf Friedrichsfelde zu, dessen Lichter ihnen, über das weiße Feld her, entgegen schienen.

Das Dorf lag bald hinter ihnen. Lewin, der sich's inzwischen bequem gemacht und durch festeren Aufbau einiger Strohbindel eine Rückenlehne hergerichtet hatte, schien jetzt in der Stimmung, eine Unterhaltung aufzunehmen. Ehe des Kutschers Pfeife brannte, wäre es ohnehin nicht rüthlich gewesen.

„Nichts neues, Krist?“ begann Lewin, indem er sich fester in die Strohpolster drückte. „Was macht Willem, mein Rath?“

„Danke schön, junger Herr, he is ja nu wedder bi Weg.“

„Was war ihm denn?“

„He hett' sich verfiert. Un noch dato an sinen Geburtstag. Et is nu en Wodner drei; ja, up'n Dag hüt, drei Wochen. Oll Doktor Veist von Lebus hett'em aber wedder to recht bracht.“

„Er hat sich verfiert?“

„Ja, junger Herr, so glöwen wi all. Et wihr wol so um de fieste Stunn' das mine Fru seggen däd: Willem geh, un hol uns en paar Appels, awers von de Ketten up'n Stroh, dicht bi de Bohnenstakens. Un uns' Vätt-Willem ging ooch, un id hürt'em noch slüten un singen un dat Klapsen von sine Pantinen ämmer dan Floor lang. Awer dann hürt' id nig mihr, un as he nu an de olle wackelsche Döör kām un in den groten Saal rinnwull, wo uns' Appels liggen un wo de Lüt' seggen, dat de oll' Matthias spöken deigt, da mo' em wat passirt sin. He kām nich un kām nich; un as id nu nahjung un sehn wull, wo he bliwen däd, da lög he, glicks achter de Schwell, as dod up de Kliejen.“

„Das arme Kind! Und Eure Frau...“

„De kām ooch, un wi drögen em nu torügg in unsje Stuv' un rewen em in. Mine Fru hätt ämmer en beten Wierenspiritus to Guus. As he nu wedder to sich kām, biwoerte em de ganze Lütte Vieu un he seggte man ämmer: „Ä hebb' em sehn.“

Lewin hatte sich zurecht gerückt. „Es geht also wieder besser,“ warf er hin, und wie um los zu kommen von allerhand Bildern und Gedanken, die des Kutschers Erzählung in ihm angeregt hatte, fuhr er hin und her in Erfindungen, worauf Krist mit so viel Ausführlichkeit antwortete, wie ihm die Raschheit der Fragen gestattete. Dem Schulzen Kniehase war einer von seinen Bräunen gefallen; bei Hoppen-Marielen hatte der Schornstein gebrannt; bei Wittwe Gräbichen hatte Nachtwächter Pachaly einen mittelgroßen Sarg, mit einem Myrthenkranz darauf, vor der Hausthür sehn sehn „un wihl et man en mittelscher Sarg west wihr, so hedden se all an de Büngsch, an Hamme Gräbichen“ dacht. De is man keen, und piept all lang.“

Die Sterne traten immer zahlreicher hervor. Lewin lupste die Kappe, um sich die Stirn von der frischen Winterluft anwehen zu lassen und sah staunend und andächtig in den funkelnden Himmel hinauf. Es war ihm, als fielen alle dunklen Gescheide, das Erbtheil seines Hauses, von ihm ab, und als zöge es lichter und heller von oben her in seine Seele. Er athmete auf. Zwei, drei Schlitten flogen vorüber, grüßten und sangen, sichtlich Gäste, die im Nebenort die Bescheerung nicht verkümmern wollten; dann, ehe fünf Minuten um waren, glitt das Gefährt unserer zwei Freunde unter den Giebelvorsprung des Bohlsdorfer Kruges.

Bohlsdorf war drittel Weg. Niemand kam. An den Fenstern zeigte sich kein Licht; die Krügersleute mußten in den Hinterstuben sein und das Vorfahren des Schlittens, trotz seines Schellengeläutes, überhört haben. Krist nahm wenig Notiz davon. Er stieg ab, holte eine der Stehrippen heran, die besäht an dem Hofzaun entlang standen, und schüttete den Pferden ihren Hafer ein.

Auch Lewin war abgestiegen. Er stampfte ein paar mal in den Schnee, wie um das Blut wieder in Umlauf zu bringen und trat dann in die Gaststube, um sich zu wärmen und einen Imbiß zu nehmen. Drinnen war alles leer und dunkel; hinter dem Schenkstisch aber, wo drei Stufen zu einem höher gelegenen Alkoven führten, blitzte der Christbaum von Lichtern und goldenen Ketten. In diesem Weihnachtsbilde, das der enge Thürrahmen einfaßte, stand die Krügersfrau in Nieder und rothem Friesrock und hatte einen Mondkopf auf dem Arm, der nach den Lichtern des Baumes langte. Der Krüger selbst stand neben ihr und sah auf das Stück, das ihm das Leben und dieser Tag bescheert hatten.

Lewin war ergriffen von dem Bilde, das fast wie eine Erscheinung auf ihn wirkte. Leiser als er eingetreten war, zog

er sich wieder zurück und trat auf die Dorfstraße. Gegenüber dem Krüge, von einer Kalksteinmauer eingefast, lag die Bohlsdorfer Kirche, ein alter Cistercienser Bau aus den Tagen der ersten Kolonisation. Es klang deutlich von drüben her, als würde die Orgel gespielt, und Lewin, während er noch aufhorchte, bemerkte zugleich, daß eines der kleinen, in halber Wandhöhe hinaufenden Rundbogenfenster matt erleuchtet war. Neugierig, ob er sich täuschte oder nicht, stieg er über die niedrige Steinmauer fort und schritt, zwischen den Gräbern hin, auf die Längswand der Kirche zu. Hiemlich inmitten dieser Wand bemerkte er eine Pforte, die nur eingeklingt aber nicht geschlossen war. Er öffnete leise und trat ein. Es war, wie er vermuthet hatte. Ein alter Mann, mit Sammtkäppel und spärlichen weißen Haaren, saß vor der Orgel, während ein Lichtstumpfen neben ihm eine kümmerliche Beleuchtung gab. In sein Orgelspiel vertieft, bemerkte er nicht, daß jemand eingetreten war und feierlich aber gedämpften Tones klangen die Weihnachtsmelodien nach wie vor durch die Kirche hin.

Lebte sich der Alte für den kommenden Tag, oder feierte er hier sein Christfest allein für sich mit Psalmen und Choral? Lewin hatte sich die Frage kaum gestellt, als er, der Orgel gegenüber, einen zweiten Lichtstimmer wahrnahm; auf der untersten Stufe des Altars stand eine kleine Hauslaterne. Als er näher trat, sah er, daß Frauenhände hier eben noch beschäftigt gewesen sein mußten. Ein Handfeger lag da, daneben eine kurze Stelleiter, die beiden Seitenhölzer oben mit Tüchern umwunden. Das Licht der Laterne fiel auf zwei Grabsteine, die vor dem Altar in die Fliesen eingelegt waren; der eine zur Linken enthielt nur Namen und Datum, der andere zur Rechten aber zeigte Bild und Spruch. Zwei Lindenbäume neigten ihre Wipfel einander zu, und darunter standen Verse, zehn oder zwölf Zeilen. Nur die Zeilen der zweiten Strophe waren noch deutlich erkennbar und lauteten:

Sie sieht nun tanzend Lichter;
Der Engel Angelichter
Ihr tret zu Diensten gehn;
Sie schwingt die Siegesfahne
Auf güldnem Himmelsplane
Und kann auf Sternen gehn.

Lewin las zwei-, dreimal bis er die Strophe auswendig wußte; die letzte Zeile namentlich hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, von dem er sich keine Rechenschaft geben konnte. Dann sah er sich noch einmal in der seltsam erleuchteten Kirche um, deren Pfeiler und Chorstühle ihn schattenhaft umstanden und kehrte, die Thüre leise wieder anlehnd, erst auf den Kirchhof, dann, mit raschem Sprung über die Mauer, auf die Dorfstraße zurück.

Der Krug hatte indessen ein verändertes Ansehen gewonnen. In der Gaststube war Licht; Krist stand am Schenktisch im eifrigen Gespräch mit dem Krüger, während die Frau, aus der Küche kommend, ein Glas Kirchwunsch auf den Tisch stellte. Sie plauderten noch eine Weile auch über den alten Küster drüben, der, seitdem er Wittmann geworden, seinen heiligen Abend mit Orgelspiel zu feiern pflegte; dann, unter Händeschütteln und Wünschen für ein frohes Fest, wurde Abschied genommen und an den stillen Dorfhütten vorbei ging es weiter in die Nacht hinein.

Lewin sprach von den Krügerleuten; Krist war ihres Lobes voll. Weniger wollte er vom Bohlsdorfer Amtmann wissen, am wenigsten vom Petershagener Müller, an dessen abgebrannter Bodmühle sie eben vorüberfahren. Aus allem ging hervor, daß Krist, der allwüthentlich dieses Weges kam, den Klatsch der Bierbänke zwischen Berlin und Hohen-Viech in treuem Gedächtniß trug. Er wußte alles und schwieg erst, als Lewin immer stiller zu werden begann. Nur kurze Ansprachen an die Pöns belebten noch den Weg. Die regelmäßige Wiederkehr dieser Anrufe, das monotone Schellenläuten, das alsbald wie von weit her zu klingen schien, legte sich mehr und mehr mit einschläfernder Gewalt um die Sinne unseres Helden. Allerhand Gestalten zogen an seinem halbgeschlossenen Auge vorüber; aber eine dieser Gestalten, die glänzendste, nahm er mit in seinen Traum. Er sah vor ihr auf einem niedrigen Tabourett; sie lachte ihn an und schlug ihn leise mit dem

Fächer, als er nach ihrer Hand haßte, um sie zu küssen. Hundert Lichter, die sich in schmalen Spiegeln spiegelten, brannten um sie her und vor ihnen lag ein großer Teppich, auf dem Göttin Venus in ihrem Taubengeißeln durch die Lüfte zog. Dann war es plötzlich, als löschten alle diese Lichter aus; nur zwei Stämpfchen brannten noch; es war wie eine schattendurchhüllte Kirche und an der Stelle, wo der Teppich gelegen hatte, lag ein Grabstein, auf dem die Worte standen:

Sie schwingt die Siegesfahne
Auf güldnem Himmelsplane
Und kann auf Sternen gehn.

Süß und schmerzlich, wie kurz vorher bei wachen Sinnen ihn diese Worte berührt hatten, berührten sie ihn jetzt im Traum. Er wachte auf.

„Noch eine halbe Meile, junger Herr,“ sagte Krist.

„Dann sind wir in Dolgeln?“

„Nein, in Hohen-Viech.“

„Da habe ich fest geschlafen.“

„Dritthalb Stumm!“

Das erste, was Lewin wahrnahm, war die Sorglichkeit, mit der sich der alte Kutsher mittlerweile um ihn bemüht hatte. Der Futterack war ihm unter die Füße geschoben, die beiden Pferdebeden lagen ausgebreitet über seinen Knien.

Nicht lange und der Hohen-Viecher Kirchturm wurde sichtbar. An oberster Stelle eines Höhenzuges, der nach Osten hin die Landschaft schloß, stand die graue Masse, schattenhaft im funkelnden Nachthimmel.

Dem Sohne des Hauses schlug das Herz immer höher, so oft er dieses Wahrzeichens seiner Heimat ansichtig wurde. Aber er hatte heute nicht lange Zeit, sich der Eigenthümlichkeit des Bildes zu freuen. Die beschneiten Parkbäume traten zwischen ihn und die Kirche und einige Minuten später schlugen die Hunde an, und zwischen zwei Thorpfeilern hindurch beschrieb der Schlitten eine Kurve und hielt vor der portalartigen Glashüre, zu der zwei breite Sandsteinstufen hinaufführten.

Lewin, der sich schon vorher erhoben hatte, sprang hinaus und schritt auf die Stufen zu. „Guten Abend, junger Herr,“ empfing ihn ein alter Diener, in Sammeten und Frackrod, an dem nur die großen blanken Knöpfe verriethen, daß es eine Livrée sein sollte.

„Guten Abend, Zeeke; wie geht es?“

Aber über diesen Gruß kam Lewin nicht hinaus, denn im selben Augenblick richtete sich ein prächtiger Neufundländer vor ihm auf und überfiel ihn, die Vorderpfoten auf seine Schultern legend, mit den allerhümmlichsten Liebto Jungen.

„Hektor, laß gut sein, Du bringst mich um.“ Damit trat unser Held in die Halle seines väterlichen Hauses. Ein paar Scheite, die im Kamin verglöhnten, warfen ihr Licht auf die alten Bilder an der Wand gegenüber. Lewin sah sich um, nicht ohne einen Anflug freudigen Stolzes auf der Scholle seiner Väter zu stehen.

Dann leuchtete ihn der alte Diener die schwere doppelarmige Treppe hinauf, während Hektor folgte.

II. Hohen-Viech.

In der Halle schwelgen noch einige Brände; schütten wir Tannäpfel auf und plaudern wir, ein paar Sessel an den Kamin rückend, von Hohen-Viech.

Hohen-Viech war ursprünglich ein altes, aus den Tagen der letzten Aelkanier stammendes Schloß mit Wall und Graben und freiem Blick ostwärts auf die Ober. Es lag auf demselben Höhenzuge wie die Kirche, deren schattenhaftes Bild uns am Schluß des vorigen Kapitels entgegentrat, und beherrschte den breiten Strom, wie nicht minder die am linken Flußufer von Frankfurt nach Küstrin führende Straße. Es galt für sehr fest, und Jahrhunderte lang hatten sie einen Reim im Lebusschen, der lautete:

De sitt so fest up sinen Sig,
As de Bipewig up Hohen-Viech.

Die Pommern lagen zweimal davor; die Hussiten brannten es, als sie sengend und brennend in Lebus und Barnim vor-

drangen, aber die heilige Jungfrau im Kirchenbanner schützte das Schloß, und als der damalige Wigewiß, über dessen Vornamen die Urkunden verschiedene Angaben bringen, ein griechisches Feuer in das Lager der Hussiten warf, zogen sie ab, nachdem sie alle umher gelegenen Dörfer verwüstet hatten. Die Kunst des griechischen Feuers aber hatte der Schloßherr von Rodus mit heimgebracht, wo er unter den Rittern an zwei Feldzügen gegen die Türken theilgenommen hatte.

Das war 1432. Ruhigere Zeiten kamen. Der hohe Ruf von Hohen-Viech lebte fort, ohne daß er Gelegenheit gehabt hätte, sich neu zu bewähren. Erst der dreißigjährige Krieg brachte neue und schwerere Prüfungen.

Am 29. März 1631, fast genau zweihundert Jahre nach der Hussitenüberschwemmung, erschienen von Frankfurt aus sechs Kompagnien kaiserlicher vor Hohen-Viech, das am Tage vorher, den Protesten des Schloßherrn Rodus von Wigewiß zum Trotz, von den von Stetin und Garz her heranziehenden Schweden besetzt worden war. Oberst Maradas, der die kaiserlichen führte, forderte die Uebergabe des Schloßes. Als diese verweigert wurde, legten die kaiserlichen, die aus je zwei Kompagnien der Regimenter Butler, Nichtenstein und Maradas zusammengelegt waren, die Leitern an, stürmten das Schloß, brannten es bis auf die nackten Mauern aus und ließen die schwedische Besatzung über die Klinge springen.

Einen Augenblick stand Rodus von Wigewiß in Gefahr, das Schicksal der Besatzung zu theilen; seine beiden halberwachsenen Söhne aber, sie mochten siebzehn und sechzehn Jahre zählen, warfen sich dazwischen und retteten ihn durch ihre Geistesgegenwart. Oberst Maradas, an den jungen Leuten Gefallen findend, bot ihnen an, im kaiserlichen Heere Dienst zu nehmen, ein Anerbieten, das von Seiten des Jüngeren, Matthias, ohne langes Säumen, auch ohne Widerspruch des Vaters angenommen wurde. Es waren nicht Zeiten, um über erfahrene Unbill, wie sie der Lauf des Krieges für Freund und Feind gleichmäßig mit sich brachte, lange zu grübeln. Matthias trat als Cornet in das Regiment Nichtenstein ein, Anselm aber, der ältere, erklärte, bei dem Vater auszuharren und demselben bei Wiederaufbau des Schloßes zur Seite stehen zu wollen.

Dieser Wiederaufbau jedoch verzögerte sich. Als er endlich nach dem Abzug der feindlichen, nunmehr Süddeutschland zum Schauplatz ihrer Kämpfe wählenden Heere beginnen sollte, hatten sich unter den fortwährenden Opfern des Krieges die Verhältnisse decaat verschlechtert, daß es an den nöthigen Mitteln zu einem Schloßbau gebrach. Rodus entschied sich also, von der Hohen-Viecherhöhe, von der aus die Seinen dreihundert Jahre und länger ins Land geblickt hatten, herabzusteigen und zu Füßen derselben, am Nordrande des sich hier hinziehenden alten Wendendorfes, ein einfaches Herrenhaus herzurichten. Dies war 1634.

Anselm ging ihm dabei in allen Stücken zur Hand und schon Sonntag Exaudi, elf Monate nach Beginn des Baues, konnte die neue Heimstätte der Wigewiß bezogen werden.

Es war ein Fachwerkhau, lang, niedrig, mit hohem Dach. In dem Balken aber, der über der Thüre hinlief, war ein Spruch eingesehritten:

Dies ist der Wigewißs Haus,
Aus dem alten zog es aus;
Gottes Segen komm herein,
Wird es wohl geschüßet sein.

Und fast schien es, als ob der Spruch sich erfüllen und inmitten aller Kriegstrübsal, die über dem Lande lag, an dieser neugegründeten Stätte ein neues Glück erblühen solle. Von Matthias, der aus dem Regiment Nichtenstein in das Regiment Tiefenbach übergetreten, bei Nördlingen verwundet und ein halbes Jahr später, erst zwanzig Jahre alt, zum kaiserlichen Hauptmann aufgestiegen war, trafen Nachrichten ein, die des alten Rodus Herz, trotzdem es den Schweden zuneigte, mit Stolz und Freude erfüllten. Anselm, ohne darum nachgehacht zu haben, sah sich an den Hof gezogen und trat in dieselbe Leibtrabantgarde, in der schon seit hundert Jahren alle Wigewiß ihrem Herrn, dem Kurfürsten, gedient hatten; was aber vor allem zu Dank und Hoffnung stimmte, das waren zwei geeignete Frucht-

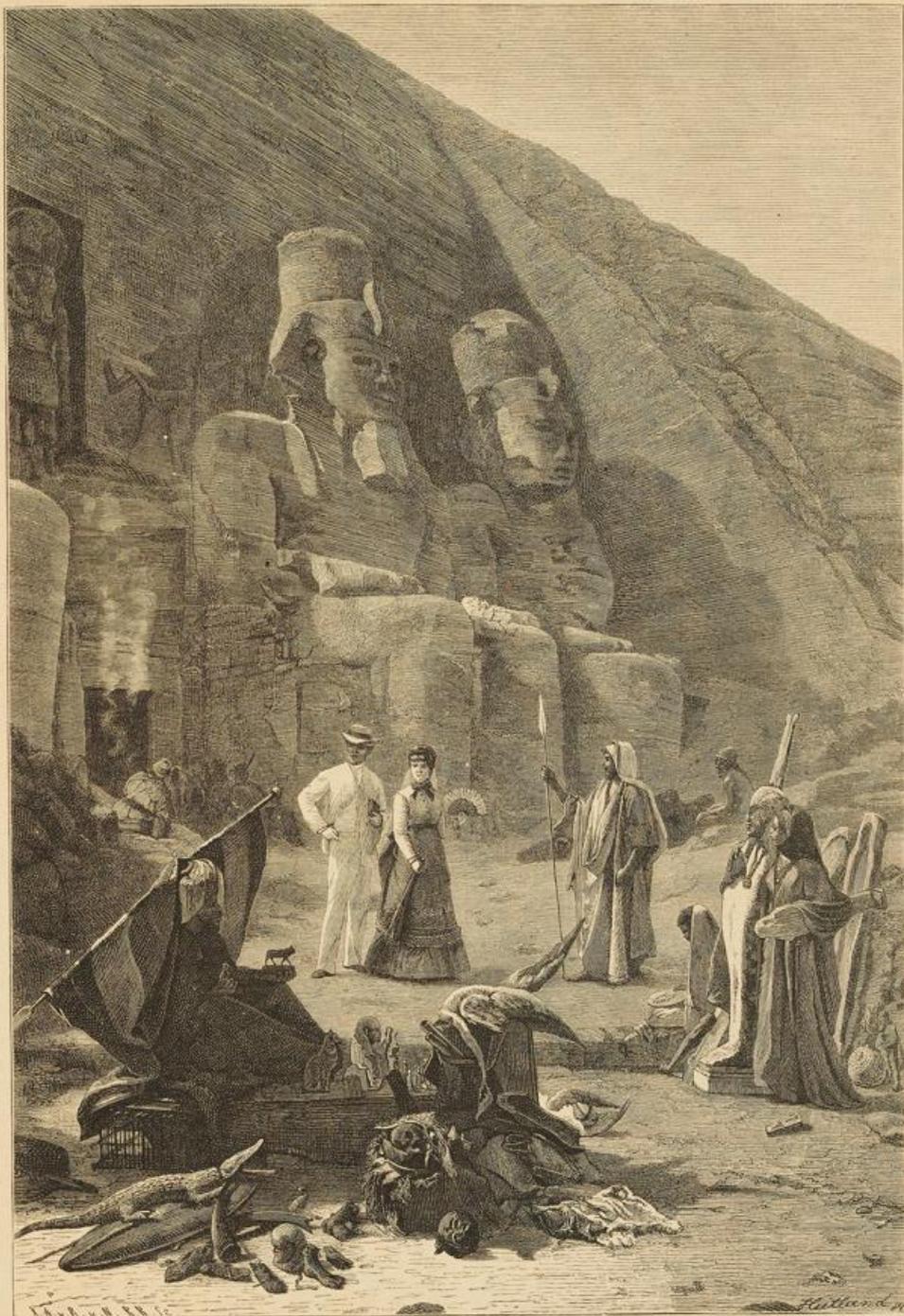
jahre, die der Himmel der Hohen-Viecher Feldmark schenkte, wahre Prachternten, aus deren Erträgen nunmehr die Mittel zur Aufführung eines stattlichen, redtwinlig an das eigentliche Wohnhaus sich anlehnenden Anbaues entnommen werden konnten. Dieser Anbau, eine einzige mit Emporen, Wappen und Fischgeweißen geschmückte Halle, richtete das Gemüth des alten Rodus, der eine hohe Vorstellung von den Repräsentationspflichten seines Hauses hatte, wieder auf und gemahnte ihn an alte gastliche Zeiten. Als er das erste Mal den Nachbaradel in diesem „Banketsaal“, wie er die Halle gern nennen hörte, bewirthete, hielt er eine Ansprache an die Versammelten, die der Ueberzeugung Ausdruck gab, daß das Haus Wigewiß auch wieder „bergan“ ziehen und nicht immer „geduckt unterm Winde“ stehen werde. All Ding, so etwa schloß er, habe seine Zeit, auch Krieg und Kriegsnoth, und der Tag werde kommen, wo seine lieben Freunde und Nachbarn wieder auf der Höhe bei ihm zu Gaste sein und frei ostwärts mit ihm blicken würden.

Alles stimmte ein. Aber wenn jemals unpropheatische Worte gesprochen wurden, so waren es diese. Der Krieg kam wieder, mit ihm Hunger und Pest, und zerstörte entweder den Wohlstand der Dörfer oder diese selbst. Ganze Gemarkungen wandelten sich in eine Wüste, und die Hälfte der Hohen-Viecher Hofstellen stand leer, weil ihre Inassen verlogen oder verstorben waren. Inmitten dieses Elendes, ehe noch der Schimmer besserer Zeiten heraufdämmerte, schloß Rodus die müden Augen und sie trugen ihn bergan in die Gruft unterm Altar und stellten den kuppernen Sarg, mit Beschlagen und Wappentafeln und mit aufgelöthetem silbernen Kreuzifix, in die lange Reihe der ihm vorangegangenen Ahnen. Nichts fehlte; denn der Zeiten Noth hatte dem Vater die Ehren des Begräbnisses nicht kürzen sollen. So wollte es der älteste Sohn; der jüngere, mit seinem Regiment an der fränkischen Saale stehend, hatte der Bestattung nicht beiwohnen können.

Anselm war nun Herr auf Hohen-Viech.

Es war nicht frohen Herzens, daß er das erste Korn in den nur schlecht geplügten Boden warf; aber siehe da, die Saat ging auf, ohne daß Freund oder Feind — denn zwischen beiden war längst kein Unterschied mehr — die jungen Halme zerstampft hätte; der Krieg, so schien es, hatte sich ausgebrannt wie ein Feuer, das keine Nahrung mehr findet, und ehe das Jahrzehnt schloß, ging die Mähr von Mund zu Mund, die Mähr, daß Friede sei.

Und es war Friede. Was niemand mehr mit Augen zu sehen gehofft hatte, es war da. Und als abermals zwei Jahre ins Land gezogen waren, ohne daß Schwede oder kaiserlicher im Lebusischen gelagert und geplündert hätte und jeder, selbst der Ungläubigste, seiner Zweifel sich entschlagen mußte, da traf ein Brief im Hohen-Viecher Herrenhause ein, der führte die Aufschrift: „Dem wohlbeden, gestrengen und festen Anselm von Wigewiß, erbessen auf Hohen-Viech im Lande Lebus.“ Der Brief selbst aber lautete: „Mein insonders vielgeliebter Bruder! Von heut ab in zween Wochen, so Gott seinen Segen zu meinem Plane gibt, bin ich bei Dir in Hohen-Viech. Ich erwarte nur noch die Permission aus Wien, die mir kaiserliche Majestät nicht refusiren wird. Vielleicht, daß uns tempora futura wieder zusammenführen, wie uns die Tage der Kindheit und adolecentia zusammen sahen. Wir Lutherischen — trotzdem sie zu Münster und Snabrücke den Religionsfrieden mit vollen Baden proklamirten haben — sind wenig gelitten im kaiserlichen Heere, und kein Tag vergeht ohne Andeutung, daß man uns nicht mehr braucht. Ich höre, daß Unser gnädigster Herr Kurfürst, dem ich nie säumig gewesen, als meinen Lebus- und Landesherren zu konsideriren, eine brandenburgische Armee wirbt, derowegen er aus schwedischem und kaiserlichem Heer Offiziers und Generals im Beträchtlichen herübernimmt. Es sollte mir eine rechte Freude sein, so die Reihe auch an mich käme; denn daß ich es sage, es zieht mich wieder heim in mein liebes Land Lebus. Unsere Vettern und Nachbarn, die Burgsdorffs, die post mortem Schwarzenbergii das A und das D bei Hofe sind, werden doch etwas thun wollen für eine alte Kriegsgurgel, die den Dienst kennt, wie den Catechismus Lutheri. Interim



Vor dem Tempel von Abu Simbel. Nach einem Gemälde von W. Genz

bene vale. Der ich bin Dein Bruder Matthias von Bizewitz, Kayserlicher Oberst."

Und Matthias kam wirklich und hielt die angegebene Zeit. Ein Fest sollte seine Anwesenheit feiern. Zu dem großen Anbau waren drei Tische gedeckt; zwei standen unten und liefen, der Länge des Saales nach, neben einander her, der dritte Tisch aber stand quer auf einer mit Wappen und Bannern geschmückten Empore, zu der drei Stufen hinaufführten. Die ganze Freundschaft aus Barmim und Lebus war geladen; die Brüder saßen einander gegenüber; neben ihnen, an der Luer-tafel: Adam und Betete Fstel von Jehnsfelde, Peter Jhlow von Ringenwalde, Balthasar Wulffen von Tempelberg, Hans und Nifolans Barfus von Hohen- und Nieder-Preditzow, dazu Tamme Stranz, Achim von Kracht, zwei Schapelow's, zwei Beerfeldes und fünf von Burgsdorf. Sie waren alle, schon um Glaubens willen, mehr schwedisch als kaiserlich, besonders Peter Jhlow, der — ein Neffe Feldmarschall Jhlow's — einen Groll gegen den Wiener Hof hatte, ihn anklagend, seinen Oheim in Schloß Eger meuchlings gemordet zu haben. Er wiederholte auch heute seine Anklage, wobei es dahin gestellt bleiben mag, ob er die Gegenwart des Gastes momentan vergaß oder sie vergessen wollte.

Matthias von Bizewitz, als er seinen Kriegsherrn, den Kaiser in so herausfordernder Weise schmähen hörte, erhob sich und rief:

„Peter Jhlow, hütet Eure Junge. Ich bin kaiserlicher Offizier.“

„Du bist es,“ rief jetzt Anselm, aus dem der Wein, aber noch mehr das protestantische Herz sprach, über den Tisch hinüber; „Du bist es, aber besser wäre es, Du wärest es nie gewesen.“

„Besser oder nicht, ich bin es. Des Kaisers Ehre ist meine Ehre.“

„Ein Glück, daß Du die Ehre satt hast. Die Fremden sind wenig gelitten im kaiserlichen Heere.“

Matthias, der sich bis dahin mühsam bezwungen hatte, verlor alle Herrschaft über sich, als er sich, durch Vorhaltung seiner eigenen Briefe, in so wenig großmüthiger Weise besieg und gefangen sah. Die Augen traten ihm aus der Stirn, und sein Kinn auf den Knauf des Degens stützend, schrie er: „Wer das sagt, der lügt.“

„Wer es leugnet, der lügt.“

In diesem Augenblicke zogen beide. Die Zunächststehenden sprangen auf, aber ehe noch ein Dazwischenspringen möglich war, hatte des jüngeren Bruders Degen die Brust des älteren durchdrungen. Anselm war tödtlich getroffen.

Matthias, außer sich über das Geschehene, wollte sich dem Kurfürsten stellen; nur widerwillig gab er den Vorstellungen derer nach, die auf Flucht drangen. In seine Garnisonstadt Böhmisches-Grätz zurückgekehrt, machte er nach Wien hin Meldung von dem Vorgesallenen; dabei hatte es sein Bewenden. Ihm zu zeigen, wie wenig die Kriegszanzerei den Vorfall be- anstande, der ja in Vertheidigung kaiserlicher Ehre seine erste Veranlassung hatte, ließ man ihn zum General aufsteigen und gab ihm ein Kommando in Ungarn. Aber diese Gnaden- bezeugungen, dankbar wie er sie entgegennahm, gaben ihm doch die Ruhe nicht wieder, nach der er dürstete, und von Peter- wardein aus, wo er im Feldlager lag, schrieb er an den Kur- fürsten und rief seine Gnade an, „um deswillen, der aller Menschen Heil und Gnade sei“.

Der Kurfürst schwankte; als aber durch die eidlichen Aus- sagen von Peter Jhlow, Betete Fstel und Ehrenreich von Burgsdorf erwiesen war, daß beide Brüder zu gleicher Zeit gezogen hätten, kam es zu einem Generalpardon, „gleichweis als ob die Geschichte nie geschehen wäre“, und Matthias kehrte nach Hohen-Biez zurück, das er, seit dem Tage, an dem Ma- radas das Schloß gestürmt hatte, nur einmal, in jener unheil- vollen Festesstunde, wiedergesehen hatte.

Er kam und brachte, wie die Hohen-Biezer noch lange erzählten, „eine Tonne Goldes mit sich“; denn Dotationen und

Landwerbungen, wie sie damals herkömmlich waren, hatten ihn reich gemacht. Der Kurfürst empfing ihn in ausgezeichneteter Weise und setzte ihn, unter Innehaltung herkömmlicher Formen, in den Vollbesitz des verfallenen Gutes ein. Unmittelbar darauf schritt der Neubelehnte zur Ausführung eines schloßartigen, mit breiter Treppe und hohen Stuckzimmern reich ausgestatteten Renaissancenubaus, der mit dem ärmlichen Fachwerkhause pa- rallel laufend, einen hufeisenförmigen Gebäudekomplex herstellte, in dem die „Banketthalle“, der mehrgenannte Saalanbau des alten Kochs, die verbindende Linie war. Diesen Saalanbau selbst aber, eingedenk dessen, was hier geschah, schuf Matthias von Bizewitz in eine Kapelle um. Ueber dem Altar stiftete er ein Bild, dessen Inhalt der Erzählung vom verlorenen Sohn entnommen war; daneben hing er die Klinge auf, mit der er den Bruder erstochen hatte. Er betrat die Kapelle nie anders als in der Dämmerstunde; er liebte nicht, daß man es wußte oder gar davon sprach, aber wer auf dem anstoßenden Zielen- stur des alten Fachwerkhauses zu thun hatte oder müßig lauschte, der hörte seine lauten Gebete.

Seine Buße währte sein Leben lang und sein Leben kam zu hohen Jahren. Noch spät hatte er sich vermählt. Im Herbst desselben Jahres, das seinen Herrn den Kurfürsten hinscheiden sah, schied auch er aus dieser Zeitlichkeit, und die Hohen-Biezer, an ihrer Spitze der achtzehnjährige Sohn des Hauses, trugen ihn bis zur alten Hügelkirche hinauf und setzten ihn in die Gruft neben den Kupferjarg des Vaters derart, daß Anselm zur Rechten, Matthias aber zur Linken stand.

Er war in der Zuversicht gestorben, daß Gott seine Buße angenommen habe; auch die, die nach ihm kamen, waren dieses Glaubens voll. Aber dieser Glaube, wie festen Lebensgrund er ihnen gab, konnte ihnen doch den Frohsinn des Lebens nicht wiedergeben. Sie blickten ernst um sich her. Und dieser Zug begann sich fortzuerben. Der Familiencharakter, der in alten Zeiten ein joviales Aufbrausen gewesen war, wich einem Grübeln und Brüten, und ihr Hang zu Festen und Gelagen schlug in einen Hang zur Selbstpein und Ascese um. Auch sahen sie sich durch manchen Vorgang, durch Spul und Wirklichkeit, in diesem Gange genährt und gestiegt. In dem zur Kapelle um- geschaffenen Saalanbau, der, verstaubend und verfallend, längst wieder den Kapellencharakter abgestreift hatte und zu einem Vor- rathraum für die kleinen Leute des Hauses geworden war, ging der alte Matthias um wie zu Lebzeiten und kniete vor dem Altar, den er gestiftet. Niemand im Hause zweifelte daran. Aber wenn auch ein einzelner den Spul verneint und, sei es aus Glauben oder Unglauben, die Erbscheinung als ein aber- gläubisch Gebilde verworfen hätte, so hätten doch andere Zeichen zu ihm gesprochen. Seit anderthalb hundert Jahren stand das Geschlecht auf zwei Augen; es sah darin einen Finger Gottes; zwei Brüder sollten nicht wieder in Waffen gegen einander sehen.

Die Dorfbewohner, wie kaum versichert zu werden braucht, hegten dies alles wie einen Schatz, um) in den Spinnstuben wurde nicht eifriger verhandelt, als die Frage, ob der alte Matthias gesehen worden sei oder nicht. Es war eine Art Ehrensache, ihn gesehen zu haben. Man scherzte über ihn und fürchtete sich. Die Bauern selbst waren nicht anders wie ihre Mägde. Auf dem Höhenzuge, dicht neben der Kirche, stand eine alte Buche, die theilte sich halbmansshoch über der Wurzel und wuchs in zwei Stämmen nach rechts und links. Das paßte den Hohen-Biezer, und die Sage ging, daß beide Brüder, als sie noch Kinder waren, diesen Baum gemeinschaftlich ge- pflanzt hätten. Als aber Anselm von der Hand des Jüngeren gefallen sei, da habe sich der Stamm getheilt. Und noch andere wußten, daß Matthias, wenn er unten in der Kapelle gebetet, die große Rußbaumallee bis zur Kirche hinauffsteige und den Buchenstamm da, wo er sich theilt, zu umfassen und zusammen- zupressen suche. Aber umsonst. Er sehe dann zu Füßen des Baumes und klagte laut.

Aber wenn sich das nach dem Schauerlichen drängende romantische Bedürfnis der Hohen-Biezer in diesen trüben Bil- dern mit Vorliebe aussprach, so drängte doch auch ein anderer

Zug in den Herzen der Hohen-Vieher ebenso entschieden auf endliche Versöhnung hin, und einen Reinspruch kannte Jung und Alt, der dieser Hoffnung auf Versöhnung Ausdruck gab. Auch im Herrenhause kannten sie ihn sehr wohl und der Reinspruch lautete:

Und eine Prinzessin kommt ins Haus,
Da löst ein Feuer den Mistel aus,
Der auseinander gehane Stamm
Wird wieder eins, wächst wieder zusamman,
Und wieder von seinem alten Sitz
Blüht in den Morgen Hans Bipewip. (Fortf. folgt.)

Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—1850.

Nachdruck verboten
Bef. n. 11./VI. 70.

XIII.

Es ist das bleibende Verdienst des Feldmarschalls Wrangel, die demokratischen Exzesse in Berlin ohne Blutvergießen unterdrückt zu haben, und es war nur eine verdiente Anerkennung, wenn demselben später das Ehrenbürgerrecht der Stadt Berlin verliehen wurde. Von dem ersten Tage seines Eintreffens, wo er sich in einem Lehnstuhl auf dem Gendarmenmarke etablirte, war sein gesammtes Auftreten von der Art, daß es ihn alsbald zu einer populären Figur machte, und es dürfte wohl sonst kaum jemals in der Geschichte vorgekommen sein, eine revolutionäre Versammlung in so kurzer und unblutiger Weise von ihren Souveränitäts- und Machtillusionen zurückzubringen.

Der demnächst verfügte Belagerungszustand wurde von dem überwiegenden Theile der Berliner Bürgerschaft selbst wie ein Gipsverband an einem beschädigten Gliede, als eine Wohlthat empfunden und wurde außerdem nach der am 5. Dezember erfolgten Auflösung der preussischen Nationalversammlung mit so wenig Rigorosität gehandhabt, daß eigentlich nur die Wähler von Profession davon betroffen wurden.

Nichtsdestoweniger waren die ersten Tage des Ministeriums Brandenburg oder, wie es bald genannt wurde, Brandenburg-Manteuffel weder leicht noch beneidenswert. Die Piep- und Heulmeierei war überall in Deutschland noch so stark und hatte an den „großen Männern“ in Frankfurt a. M. einen so imponirenden Rückhalt, daß, wenn man auch dort nicht gewillt war, diesem Ministerium offen und direkt entgegen zu treten, man dasselbe doch nur als einen Nothbehelf und als eine Art politischen Nischenbrödel betrachtete, welches so weit aufzuräumen sollte, um demnächst die Jügel, und zwar ohne Gefahr, selbst in die Hand nehmen zu können. Man hatte zu diesem Zwecke bereits in Brandenburg das Terrain rekonnostrirt und glaubte danach seiner Sache bis zum nächsten Frühling sicher zu sein. Hierzu kam, daß auch die freisinnigen Städte nicht unterlassen konnten, den Rücktritt des gedachten Ministeriums zu beantragen, freilich in der eigenthümlichen Weise, daß, während der Sprecher der Deputation offiziell den Rücktritt erbat, ein und das andere hervorragende Mitglied die Minister im Stillen beschwor, ihrem Antrage ja keine Folge zu geben.

Nicht minder störend und erschwerend wirkte natürlich der stille und offene Widerstand des liberalen Beamtenthums, welcher, wie schon bemerkt, sich bis zur offenen Widerieglichkeit ganzer Regierungskollegien steigerte, zumal man in jenen Kreisen vor allen anderen geneigt war, das mißliebige Ministerium nur als eine ephemere Erscheinung zu betrachten. Außerdem fand man auf allen Gebieten ein solches Chaos vor, daß eine mehr als gewöhnliche Arbeitskraft dazu erforderlich war, um nur erst einigermaßen Herr der Situation zu werden.

Aus allen diesen Gründen war ein leiser und allmählicher Anfang nicht nur unvermeidlich, sondern auch geboten und zwar geboten besonders deswegen, um nicht vor der Zeit mit der Paulskirchenversammlung zu Frankfurt a. M. in einen Konflikt zu gerathen und in Preußen die Fäden des Regiments insoweit in die Hand zu bekommen, daß eine selbständige Aktion nach innen wie nach außen möglich wurde.

Zum Glück war Herr von Manteuffel ein eben so arbeitssamer wie schweigsamer Mann, der bei seiner großen Arbeitsfähigkeit außerdem die eben so seltene als ausgezeichnete Eigenschaft besaß, stets Zeit zu haben, um dadurch für jeden Zwischenfall gewaffnet zu sein. Mag Herr von Manteuffel späterhin auch manches versessen haben, wie ich denn selbst ihm später in vielen Dingen entgegen getreten bin, so ist und bleibt doch die erste Epoche seiner Wirksamkeit der Glanzpunkt seines poli-

tischen Lebens, und man verlegt die Pflicht der Dankbarkeit, wenn man sich heute an so vielen Stellen nicht mehr daran erinnert, was Friedrich Wilhelm der Vierte durch die Verleihung eines besonderen Ordens an die ersten Männer des Novemberministeriums ausgesprochen: daß er ihnen die Erhaltung und Integrität seiner Krone verdanke.

Gern räume ich meinerseits dabei ein, daß die Gefahren der Situation damals von der Unklarheit und Furcht vielfach überschätzt und übertrieben wurden; doch war eben auch diese Furcht und Unklarheit für die Novemberminister ein wesentliches Moment der Gefahr und der Möglichkeit des Scheiterns ihrer Mission.

Um indes die Aufgabe und Thätigkeit jener Männer nach allen Seiten würdigen zu können, wird es sich empfehlen, in kurzen Zügen ein Bild der Situation zu entwerfen, welche sie vorfanden. Alle Autoritäten und etablierten Gewalten in sich unsicher und in ihrem Ansehen, ihrer Wirksamkeit auf das tiefste erschüttert; die Bevölkerung bis in ihre tiefsten Wurzeln hinab ausgewählt und mit Ansprüchen erfüllt, über deren Tragweite man sich selbst noch nicht klar war; die Presse vielfach in einem Zustande gelinden Deliriums und, nachdem sie die Fesseln der Censur abgestreift, in der Mehrzahl noch des Gefühls eigener Verantwortlichkeit entbehrend; die bewaffnete Macht, auf welche die Sicherheit der Hauptstadt und damit auch die eigene, zunächst angewiesen war, in einem Zustande der Demoralisation, infolge dessen die verschiedenen Bestandtheile der Bürgerwehr sich bereits feindselig gegenüber standen und sich bewußt geworden waren, auf dem Gebiete der Interessen feindliche Gegensätze zu vertreten; die Armee in schweigender Resignation im Hintergrunde stehend und des Augenblickes wartend, wo sie ihre Satisfaction nehmen könne; und hinter oder über dem allem die königlichen Worte und Verheißungen, an denen im eigentlichen höchsten Interesse der Krone nicht leichtfertig gebrocht und gedentelt werden durfte: es waren dies in der That Schwierigkeiten genug, um auch einen muthigen und entschlossenen Mann mit dem Gefühle hoher persönlicher Verantwortlichkeit zu erfüllen.

Unter diesen Umständen war es von dem größten Werth, daß sich inzwischen um die „Kreuzzeitung“ eine Partei gebildet hatte, welche das Ministerium nach rechts flankirte, und daß diese Partei sich einer solchen Vertretung in der nächsten Nähe der Krone erfreute, daß wesentliche Abweichungen ihrer Politik von der königlichen damals kaum möglich waren. Selbstverständlich soll damit nicht gesagt sein, daß die „Kreuzzeitung“ und deren Partei nicht vielfach in ihrem Verlangen und Bestreben weiter gegangen sei, als die Krone wollte oder konnte, doch geschah dies wohlüberlegt, da es nur auf diese Weise möglich war, dem Ministerium die Bahn seiner Politik zu ebnen, welche, um Bestand zu gewinnen, als das Parallelogramm der Kräfte der im Lande vorhandenen und thätigen Potenzen erscheinen mußte.

Als besonders hervortretend nenne ich hier den Präsidenten und den General von Gerlach, den Grafen von Voss-Buch, den damaligen Flügeladjutanten von Manteuffel, den Generaladjutanten von Rauch, welcher sich gleichzeitig des vollen Vertrauens des Kaisers Nikolaus erfreute, und den Professor Stahl, dessen Feder indes nur selten in der „Kreuzzeitung“ zu finden war.

Die Unterstützung seitens der „Kreuzzeitung“ und ihrer Partei wurde deshalb auch von den Novemberministern mit großem Danke acceptirt und anerkannt, und es entwickelte sich alsbald ein sehr reger Verkehr, der von dem etwas einschüchterten Liberalismus natürlich noch sehr übertrieben und von

der erbitterten Demokratie schwarz in schwarz angemalt wurde. Man war gar nicht so tapfer und reaktionär, wie man ausgeschrieben wurde, und man betrachtete außerdem die deutsche Nationalversammlung mit viel mehr Anerkennung und Respekt, als es schließlich der Ausgang derselben rechtfertigte.

Nur so ist es auch zu erklären und zu verstehen, wenn das Ministerium Brandenburg-Mantuffel, nachdem die Auflösung der preussischen Nationalversammlung am 5. Dezember ohne sonderliches Aufsehen erfolgt war, nichtsdestoweniger das Hauptwerk derselben, die später sogenannte „Karte Waldeck“, in der Hauptsache acceptierte und seinem weiteren Vorgehen zum Grunde legte.

Bekanntlich waren schon damals die Stimmen nicht vereinzelt, welche dies als einen entschiedenen Fehler bezeichneten und einestheils die sofortige Amendirung jenes Verfassungswerkes, und andertheils sogar ein Zurückgehen auf den Vereinigten Landtag verlangten. Man bezeichnete von letzterer Seite das neue Verfassungswerk als gescheitert und überah dabei nur, daß der Vereinigte Landtag sich vor seinem Abscheiden mit seiner „gesetzlichen Formulirung der Erziehungssachen“ bereits so weit avancirt hatte, daß bei ihm eine wesentliche Hilfe schwerlich noch zu finden war. Etwas anders freilich stand es um die Amendirung, doch muß man auch hier den Verhältnissen wenigstens in so weit Rechnung tragen, als es sich zunächst in der That mehr um Herstellung der Verwaltung als der Verfassung handelte und das Schicksal der preussischen Verfassung damals noch nicht von dem der Deutschen zu trennen war.

Jedenfalls machte die Ernennung des neuen Ministeriums und dessen erstes Auftreten nach allen Seiten den Eindruck, daß die Morgenröthe eines neuen Tages andrehe und den revolutionären Spurf verschinde, und daß man es mit Männern zu thun habe, welche nicht zurückzusehen würden, nachdem sie die Hand an den Pflug gelegt.

XIV.

Unzweifelhaft und unbestritten darf die Einsetzung des Ministeriums Brandenburg-Mantuffel als ein epochemachendes Ereigniß bezeichnet und behandelt werden, und es dürfte deshalb auch hier die rechte Stelle sein, um einen kurzen Rückblick zu thun und die Moral der bisherigen Geschichte zu ziehen. Bevor ich indes hierzu übergehe, werde ich mir gestatten, die Hauptpersonen des neuen Ministeriums wenigstens so weit zu charakterisiren als dies notwendig ist, um ihre Leistungsfähigkeit, ihre späteren Leistungen und die neue Entwickelungsreihe, welche mit ihnen beginnt, richtig würdigen zu können.

Zunächst der Graf Brandenburg; ein wenn auch nicht ebenbürtiger, so doch ehelicher Sohn des Königs Friedrich Wilhelm II und damit in seinem Bewußtsein und Pflichtgefühl geborener Vertheidiger des preussischen Thrones, war er bis dahin nur Soldat gewesen, doch besaß er auch auf anderen Gebieten denjenigen Grad von Bildung, welcher den gebildeten Soldaten als die geeignetste Persönlichkeit für alle diejenigen Aufgaben erscheinen läßt, welche neben festem Charakter und regem Pflichtgefühl einen durch bureaukratische Mißwirtschaft ungetrübten Blick und eine sichere anstatt einer schreibgewandten Hand erfordern. Sein oft citirtes, dreimal wiederholtes „Niemand“ kam ihm aus dem Herzen, und wenn er später, wie man damals versicherte, in Folge der Entzweiung mit dem Kaiser Nikolaus am gebrochenen Herzen gestorben ist, so war die Dankbarkeit seines Vaterlandes zu jener Zeit noch groß genug, sein Andenken durch ein ehrendes Standbild der Nachwelt zu überliefern.

Herr von Mantuffel dagegen war vor seiner Berufung zum Minister ein Mitglied nicht der stehenden, sondern der „sitzenden“ Armee und schon in vormärzlicher Zeit ein hervorragendes Mitglied der hohen Bureaukratie, erfüllt mit einer gewissen souveränen Geringschätzung gegen alle sogenannten Doktorfragen, deren Gebiet er allerdings etwas weit ausdehnte und zu denen er auch die Mehrzahl der Verfassungsfragen zu zählen pflegte. Kein Genie, aber ein sehr bedeutendes Talent, war er ein unermüdblicher, nächterner, praktischer Arbeiter und um deswillen

ganz besonders geeignet, einem höchst begabten phantasiereichen König als Ergänzung zu dienen.

Herr von Ladenberg endlich, der rechte Sohn seines Vaters und in dessen Schule, das heißt in der Schule strengster Pflichterfüllung erwachsen,^{*)} war vielleicht kein sehr angenehmer Vorgesetzter, aber er verstand es, die Beamten arbeiten zu machen. Seinem speziellen Ressort, dem Kirchen- und Schulwesen, stand er persönlich mehr fremd in der Weise des alten preussischen Beamtenthums gegenüber, indem er es, genau genommen, noch immer als eine Unterabtheilung des Ministeriums des Innern betrachtete. Nichtsdestoweniger hat er nichts verborben, indem sein Ressort gerade dasjenige Gebiet war, auf welchem König Friedrich Wilhelm IV am wenigsten des Rathes, sondern lediglich einer treuen, willigen und arbeitskräftigen Hand bedurfte. Völlig vertraut mit dem Mechanismus des Geschäftes, war er durch nichts behindert, die königlichen Intentionen ohne eigene Zuthaten auszuführen.

Um jedoch Aufgabe und Leistung dieser Minister mit Sicherheit beurtheilen zu können, erscheint es eben als geboten, neben der Darstellung ihrer Persönlichkeit die Moral der bisherigen Geschichte zu ziehen.

Wenn ich hierbei mit dem Königthum beginne, so hatte die Märzkatastrophen unwiderleglich dargethan, daß das vormärzliche absolute Königthum kein starkes, sondern ein schwaches gewesen war, und daß die frühere Machtfülle nur deshalb scheinbar fortbestanden hatte, weil dieselbe bis dahin von niemandem ernstlich in Frage gestellt war. Weniger durchsichtig war indes der Kausalzusammenhang, welcher den scheinend tiefen Fall der Krone bedingt hatte, und es war der ungerechteste Vorwurf, dafür allein die Person des Königs verantwortlich machen zu wollen. Es war nicht die Schuld des Königthums, daß mit der wachsenden Größe des Staates und der dadurch bedingten Schwierigkeit der früheren Unmittelbarkeit des Verhältnisses Fürst und Volk sich einigermassen fremd gegenüberstanden, und daß in der Märzbewegung wie durch einen politischen Sündenfall die frühere Unbefangenheit und „Unschuld“ des Verhältnisses verloren ging. Der Grund lag vielmehr darin, daß man die inzwischen stattgehabte Entwickelung und Veränderung der gesellschaftlichen und sozialen Verhältnisse unbeachtet gelassen und an Stelle einer Organisation dieser Verhältnisse einen Mechanismus geschaffen hatte, in welchem die Form dem Wesen widersprach und daher bei jeder Entfaltung der elementaren Kräfte nothwendig zerbrochen werden mußte. Für ein wirklich staatsmännlich gebildetes Auge konnte deshalb der ganze Wirrwarr jener Zeiten kaum als etwas anderes erscheinen, denn als die Krankheits Symptome jenes Zustandes der verletzten Interessen, welche in Ermangelung eines geschickten Arztes mit der ureigenen Heilkraft der Natur zur Genehung drängten. In diesem Naturprozesse war das Verlangen nach einer Verfassung selbst ein Genehungsmoment, und es war eine der ersten, aber freilich auch der schwierigsten Aufgaben, hier den rechten Einklang für das Interesse der Krone und des Volkes zu finden, das heißt eine Verfassung zu begründen, welche die Machtfülle der Krone dadurch wiederherstellte, daß sie den neuerwachsenen Postulaten der Gesellschaft Genüge that und durch Beseitigung der bureaukratischen Scheidewand die frühere Unmittelbarkeit zeitgemäß restaurirte. Ob man sich auch von Seiten des neuen Ministeriums dieses Ziel gestedt und in wie weit man dasselbe erreicht, das wird die spätere Entwickelung zeigen. Jedenfalls wird hier noch die Moral an der Stelle sein, welche Dr. Martin Luther in dem drastischen Worte zusammenfaßt: Man solle nichts versprechen oder verheißten, als daß man sich nicht selbst die Nase abbeißen wolle. Dies könne man halten, alles übrige sei sehr unsicher.

^{*)} Man erzählt von dem alten Ladenberg, demjenigen Minister, dem unsere jetzige Forst- und Domänenverwaltung ihre Rentabilität und Ordnung verdankt, daß er einst einem Beamten, der über Arbeitsüberbürdung und darüber geklagt, daß er nicht fertig werden könne, obichon er von sechs des Morgens bis in die Nacht arbeite, die Antwort ertheilt habe: „Aber wo lassen Sie denn die schönen Morgenstunden von vier bis sechs?“

Das zweite, mit welchem das neue Ministerium zu rechnen hatte, waren die vorhandenen Parteien als die im politischen Gewande auftretenden Repräsentanten der verschiedenen Gesellschaftsschichten- und Interessen, welche in der Periode vom März bis zum November bereits eine bestimmte Gestalt gewonnen hatten. Ich übergehe dabei die scheinbare Parteibildung in der aufgelösten Nationalversammlung nach der Rechten, Linken, rechtem Centrum, linkem Centrum, äußersten Rechten und äußersten Linken, da derartige Gestaltungen und Abgrenzungen in der Hauptsache stets das Resultat persönlichen Ehrgeizes und kleinlicher Intriguen zu sein pflegen, und halte mich an die damals übliche und allgemein anerkannte Dreitheilung in konservative, liberale und demokratische Partei, da diese Dreitheilung im wesentlichen dem vorhandenen Zustande entspricht.

Besonders sprach man in jener Zeit sehr viel und mit großer Vorliebe von dem „Bürgerthum“, und gefiel sich besonders darin, die liberale Partei als identisch mit dem Bürgerthum darzustellen, freilich sehr mit Unrecht. Denn nicht allein, daß die konservative Partei zu einem sehr großen Theile (ich erinnere beispielsweise nur an die Geistlichkeit) aus bürgerlichen Elementen bestand, und daß sogar ein Theil ihrer Führer bürgerlichen Herkommens war: man würde auf der anderen Seite auch der demokratischen Partei Unrecht thun, wollte man behaupten, daß dieselbe lediglich aus „losen Leuten“ und „Pöbelvolk“ bestanden habe. Im Gegentheil zählte die demokratische Partei damals in ihrem Schoße sehr zahlreiche Elemente des „Bürgerthums“, kleine Bürger und Handwerker und die große Masse der Arbeiter, selbst derjenigen, welche der sozialen Frage damals noch völlig fern standen und sich zu jener Zeit, da sie nach dem alten Kunstausdrucke einen „eigenen Rauch“ hatten, noch einer gewissen Selbständigkeit erfreuten. Im November des Jahres 1848 existirte deshalb das „Bürgerthum“ in seiner früheren Bedeutung nicht mehr, vielmehr war die Zerlegung desselben bereits so weit vorgeschritten, daß die liberale und demokratische Partei, welche bis zum März 1848 noch eine kompakte Masse gebildet hatten, sich als feindliche Brüder gegenüber standen, und sowohl politisch als sozial einen Gegensatz bildeten, welcher sich seitdem stetig erweitert und verschärft hat. Es war und ist deshalb auch ein vergebliches Bemühen und eine trügerische Hoffnung, wenn hier und da die Besserung der Zustände und insbesondere die Ueberwindung der sozialen Bewegung von einer Restauration des Bürgerthums erwartet wurde. Mit dem Jahre 1848 ist der Zerlegungsprozeß in Fluß gekommen, vermittelst dessen aus dem bisherigen Bürgerthum nach der einen Seite die Bourgeoisie mit ihren Söhnen, den großen Industriellen und den Börsenbaronen, und nach der anderen Seite die „arbeitende Klasse“ mit ihrer sozialistischen Propaganda ausgeschieden und zwischen beiden nur noch ein kleiner Rest des früheren „Mittelstandes“ belassen wurde, dessen Tage ebenfalls gezählt sind.

Das neue Ministerium stand also vor in der Entwicklung begriffenen Parteien, und es war für seine Zukunft ebenso wie für die weitere Entwicklung der preussischen Monarchie von entscheidender Bedeutung, welche Stellung dasselbe von Hause aus zu diesen Parteien einnahm.

Unverkennbar lag hier die Gefahr nahe sich durch den äußeren Schein täuschen zu lassen und über den Befriedigten die Unbefriedigten zu vergessen.

Freilich war auch die demokratische Partei in ihrer ursprünglichen Gestalt kein einheitliches Gebilde, sondern, wie schon angedeutet, das Resultat eines Kompromisses zwischen der politisch fortgeschrittenen, theilweise republikanisch tingirten Nuance und der sozial gefärbten Masse und deshalb auch ihrerseits der Gefahr der Zerlegung in gleicher Weise ausgesetzt wie das „liberale Bürgerthum“. Die politischen Führer der Masse waren eben, wenn sie anders die Führung in der Hand behalten wollten, gezwungen, den sozialen Instinkten und Postulaten bis auf einen gewissen Punkt gerecht zu werden, und die Geschichte des Jahres 1848 liefert deshalb auch einen neuen Beleg zu dem alten Erfahrungssatze, daß die demokratischen Parteihäupter selbst diejenigen groß zogen und stark

machten, von welchen sie demnächst über Bord geworfen werden sollten.

Der in neuerer Zeit vielfach verlaubliche Wunsch, die alte demokratische Partei wieder herzustellen, ist um deswillen auch eben so aussichtslos wie die Restauration des Bürgerthums, und wenn zur Zeit der sogenannten Konfliktperiode noch einmal eine zeitweilige Cooperation des Liberalismus und der Demokratie in der Fortschrittspartei stattgefunden hat, so hatte dies darin seinen Grund, daß die damalige vermeintliche Bedrohung der gemeinschaftlichen politischen Postulate sämmtliche Beteiligte gleichmäßig an das Gewehr rief. Es wird sich dies noch deutlicher herausstellen, wenn man die darauf erfolgte Zerlegung auch der Fortschrittspartei näher in das Auge faßt, eine Zerlegung, die ebenfalls darin ihren Grund hatte, daß die als Nationalliberalismus sich absondernde Fraktion mit der Begründung des norddeutschen Bundes ein so reiches Maß politischer und gesellschaftlicher Errungenschaften eingeheimst hatte, um ihr den weiteren Fortschritt in der bisherigen Weise als überflüssig und bedrohlich erscheinen zu lassen.

Daß endlich auch die neue konservative Partei, welche in Preußen eine ganz neue Erscheinung war, divergirende Elemente in ihrem Schoße barg, habe ich bereits dargelegt, und es bedarf hier nur noch der Erläuterung, daß namentlich ihre mehr auf die Zukunft gerichteten Postulate nicht überall die gleiche Resonanz fanden, und daß wie überall so auch hier Macht und Erfolg ihres Einflusses nicht entbehrten. Daß die Divergenz sich nicht alsbald zum Gegenwärtigen verschärfte, ist wesentlich der Kreuzzeitung zu verdanken, welche als das all-einige Organ der gesammten Partei die Kardinalfragen im Vordergrund zu halten wußte, wenngleich auch sie nicht ganz verhindern konnte, daß ein Theil der Genossen mit den Erfolgen des Ministeriums eine mehr gouvèrnementale Färbung annahm.

Neben diesen einheimischen Parteien und deren Bestrebungen stand aber dem Ministerium die deutsche Frage und die Frankfurter Versammlung gegenüber, in welcher letzteren seit den Septemberereignissen auf der Pfingstwoche der liberale Konstitutionalismus unzweifelhaft die Oberhand gewonnen und einen nach seinem Maße entschiedenen Anlauf genommen hatte, die Militärmacht und die auswärtige Politik Deutschlands in die Hand der von ihm geschaffenen provisorischen Centralgewalt zu transferiren. Wie schwierig die Lösung dieser Fragen war und wie tief selbige in die preussischen Verhältnisse einschnitten, das haben wir erst in neuester Zeit, wo es mit demselben wirklich Ernst geworden, gründlich erfahren. In jener Zeit trat hierzu noch die doppelte Schwierigkeit, einmal, daß es dem Könige mit seiner Erklärung: „Ich schwöre zu Gott, daß ich keinen Fürsten vom Throne stoßen will, aber Deutschlands Einheit und Freiheit will ich schützen“, vollkommen Ernst war, und sodann, daß der Kaiser, Nikolaus, welcher damals als die höchste monarchische Autorität und als der Hort der Legitimität betrachtet wurde, die gesammte deutsche Bewegung als einen „revolutionären Schwindel“ betrachtete, welchem er je eher desto lieber ein Ende gemacht zu sehen wünschte, ein Wunsch, bei dessen Erfüllung ihm der gesammte preussische Particularismus zur Seite stand.

Weniger erheblich waren die Schwierigkeiten, welche dem Ministerium durch die Presse bereitet wurden, da sich unter den Redakteuren im ganzen doch nur wenige Marxus Kosas fanden und der verhängte Belagerungszustand überdies genügende Mittel bot, die Haltung der übrigbleibenden Organe auf das rechte Maß zurückzuführen. „Zeitungshalle“ und „Neue Rheinische Zeitung“ verschwanden vom Schauplatz; die „altbegründeten“ Berliner Organe bedurften keines langen Besinnens, um wieder verständiger zu werden, und selbst prononcirte Blätter des Liberalismus wußten der Situation wenigstens die erbauliche Seite abzugewinnen, daß mit der Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung auch Kredit und Verkehr sich wieder heben würden.

Bedenklicher dagegen blieb die Vereinsthätigkeit und zwar gerade um deswillen, weil dieselbe durch ihre Ver-

drängung von der Strafe und aus ihren bisherigen Clublokalen gezwungen war, sich in das Geheimniß zurückzuziehen und, wie dies alsbald zu Tage trat, einen anderen Schauplatz für ihre Thätigkeit zu suchen. Nach meiner Wahrnehmung war Preußen und insbesondere dessen Hauptstadt Berlin, so sonderbar dies auch klingen mag, gerade dadurch von größeren politischen und republikanischen Putschversuchen verschont geblieben, daß in der preussischen Nationalversammlung die demokratische Partei das Uebergewicht gewonnen und behauptet, und dadurch die Hoffnung genährt hatte, nach dem damals beliebten Kausausdrucke „die Revolution auf geistlichem Wege“ zu vollenden. Mit dem Schwinden dieser Hoffnung begann deshalb auch für die politisch radikale und republikanische Partei Deutschlands eine neue Phase. Neben diesem allen stand damals schon, wenigstens in allgemeinen Umrissen, die soziale Frage, wenngleich, wie schon bemerkt, zunächst nur als eine aus Frankreich importirte Theorie, der es in Preußen noch an der thatsächlichen Unterlage ge-

brach, obgleich man sich von Seiten der verschiedenen wechselnden Ministerien, sowie der sogenannten „Augustphilister“ alle mögliche Mühe gegeben hatte, durch unermüdetes Lobhudelei der Arbeiter und durch unverständiges prinzipielles Kokettieren mit ihren Forderungen, wenn auch noch keine geordneten „Bataillone“ zu formiren, so doch einen wilden Landsturm groß zu ziehen, welcher eine wohlbezahlte Bummelrei als unweigerliche Belohnung eines „lebengebliebenen“ Freiheitskämpfers betrachtete. Leider war die Unklarheit gerade auf diesem Gebiete so groß, daß Robbertus, welchen man später und mit Recht als einen sozialen Propheten ehrte, damals von vielen Seiten als Aufwiegler mit schlechten Wägen betrachtet wurde. Nur wenn man alle diese Schwierigkeiten und das daraus resultirende Gesamtbild der Situation fest und vorurtheilsfrei in das Auge faßt, wird man sich in den Stand gesetzt finden, die Aufgaben und Leistungen des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel richtig zu verstehen und zu würdigen.

Das preussische Eisenbahnregiment.

Nachdruck verboten.
Bd. 2. 11./VI. 70.

Das Kriegshandwerk hat sich mehr und mehr zur Kriegswissenschaft entwickelt und immer neue Faktoren treten zu den vorhandenen hinzu, um, in der Hand des Feldherrn vereint, den Sieg an seine Fahnen zu fesseln.

Die letzten Jahrzehnte haben eine Veränderung der Grundprinzipien der Kriegsführung hervorgerufen, wie sie seit der Erfindung des Pulvers nicht zu verzeichnen war. Die allgemeine Wehrpflicht, ausgenutzt zu mächtigen stehenden Heeren mit zweckentsprechender Kriegsaugmentation durch Reserve und Landwehr einerseits — die Einführung der gezogenen und Hinterladungsaffen andererseits mußten eine neue Gestaltung der Dinge herbeiführen. Nicht minder aber waren es zweibahnbrechende Erfindungen der Neuzeit, welche eigentlich gerade für den friedlichen Verkehr der Völker unter einander, für die freie Entwicklung von Handel und Industrie geschaffen, die Strategie sich zur umfassenden Anwendung für Kriegszwecke dienstbar zu machen wußte: Telegraphie und Eisenbahn.

Trat die erstere an Stelle der im Vergleich zu ihr schneckenartigen Couriere in den Dienst des Feldherrn, um mit dem Funken des Blitzes den Verkehr mit seinen Unterführern selbst nach weit entlegenen Kriegstheatern zu vermitteln, seine Befehle und Dispositionen diesen zuzutragen, ihre Meldungen ihm zu überbringen oder durch glänzende Siegesnachrichten die Heimath in den frohen Taumel der Begeisterung zu versetzen, so gestaltete sich das Bahnwesen zu einer der wichtigsten Grundbedingungen der schnellen Mobilmachung und des strategischen Aufmarsches. Die Bahnen vermitteln ferner den gesamten Verkehr mit dem eigenen Lande und seinen Hilfsquellen — sie sind es, welche in dem Feld, wie im Belagerungskriege gleichviel rein strategische, wie organisatorische und für die Erhaltung der Heere wichtige Aufgaben zu erfüllen haben. So zu Lebensadern der Armeen geworden, wie die Telegraphenlinien sich als Nervenstränge des Kriegesorganismus bezeichnen lassen, muß ihre sorgsamste Erhaltung dem einen kriegführenden Theil ebenso wichtig sein, wie ihre Zerstörung dem anderen!

Die Erkenntniß dieser Thatsache führte zuerst im amerikanischen Bürgerkriege zur Aufstellung von besonderen Feldeseisenbahnkorps, welche den Betrieb der Bahnen übernehmen, Zerstörungen ausführen und von Feinde zerstörte Strecken wieder betriebsfähig machen sollten. Die vorzüglichen Leistungen dieser Korps unter der genialen Leitung des General Mac Callum bewogen die sich wie stets so auch hier den neuesten Fortschritten anpassende preussische Heeresleitung bereits im Jahre 1866 zur Formation von drei Feldeseisenbahnabtheilungen, während in dem Feldzug 1870—71 fünf preussische und eine bayerische Abtheilung auftraten.

Nach dem Friedensschluß mit Frankreich ordnete eine Kabinettsordre vom 19. Mai 1871 die Errichtung eines Friedenshammes für diese Kriegsformalionen an und dekretirte die Zusammenstellung eines Eisenbahnbataillons mit einer

Etatstärke von 1 Stabsoffizier, 4 Hauptleuten, 13 Subalternoffizieren, 75 Unteroffizieren und 408 Gemeinen. Das Bataillon wurde als besondere Elitetruppe dem Gardekorps attachirt, in allen technisch-dienstlichen Zweigen jedoch von dem großen Generalstabe der Armee, seiner Kriegsverwendung entsprechend, abhängig gemacht. Als Uniform erhielt es diejenige des Gardepionierbataillons mit dem Buchstaben E auf den Achselklappen. Major Schulz, einer der tüchtigsten Offiziere des Ingenieurkorps, bekam, zum Kommandeur der neu errichteten Truppe ernannt, den Auftrag, ihre zweckentsprechende Organisation möglichst zu fördern; das ausgefeilteste Offizierkorps — zunächst dem Ingenieurkorps, weiterhin aber auch der Infanterie entnommen — wurde ihm zur Seite gestellt, und zum Ertrag der Mannschaften in erster Linie kräftige, intelligente Professionisten und Bahnarbeiter bestimmt.

Major Schulz löste die ihm zu Theil gewordene Aufgabe in der glänzendsten Weise, und die preussische Armee muß gerade ihm dafür dankbar sein, daß ihre Eisenbahntruppe heute als ein ebenso schneidiges wie brauchbares Instrument überall anerkannt wird, welches mit militärischer Tüchtigkeit technische Durchbildung und praktische Erfahrung vereint, und im Gebrauchsfall sicher sich seiner schwierigen Aufgabe gewachsen zeigen wird.

Im Jahre 1876 wurde das Eisenbahnbataillon durch Aufstellung eines zweiten Bataillons zu einem Regiment von acht Kompagnien verstärkt und trat in dem darauf folgenden Jahre unter das Kommando des Oberlieutenant Gols.

Es ist dem Schreiber dieses Artikels vergönnt gewesen, einen Einblick in die weitumfassende Friedensthätigkeit der Truppe zu thun, wie sie einmal auf dem innerhalb der Feldmark Schöneberg bei Berlin befindlichen Übungsplatz, dann aber auch in dem Betriebe der königlichen Militärbahn zur Geltung kommt.

Den Aufgaben des Krieges entsprechend, erstreckt sich die technische Ausbildung des Regiments auf alle Gebiete, welche der Neubau einer Feldeseisenbahn oder die Rekonstruktion zerstörter Strecken berühren kann, während auch der an sich einfacheren Ausführung der eventuellen Zerstörungsarbeiten volle Aufmerksamkeit gewidmet wird. Schnell und doch gediegen arbeiten, muß das leitende Prinzip der Feldthätigkeit sein, und dem entsprechend zielt die Schulung der Truppe darauf hin, diesen Momenten Ausdruck zu verleihen.

Das weite Übungsterrain ist bedeckt mit technischen Objekten, an denen in der Sommerperiode fortwährend gearbeitet wird. Neben dem Verlegen des sogenannten Oberbaues, der Schienen und Schwellen, welches fast exerziermäßig nach militärischen Kommandos ausgeführt wird, erhebt sich plötzlich eine gleichsam aus der Erde wachsende Telegraphenleitung; von einer tiefen, umfangreichen Erdaushöhlung aus werden Tunnelarbeiten verschiedener Systeme vorgetrieben — an einer anderen ausgemauerten Grube, welche wechselnde Spannweiten darbietet, ist eine Kompagnie beschäftigt, feldmäßige Bahnbrücken

aus Holzkonstruktionen herzustellen, die, bald als Foch-, Sprengwerks- oder Bodbrücken geplant, sofort durch entsprechende Belastung einer ernstlichen Probe unterzogen werden. Auf einem weiten Zimmerplatz tummeln sich Pioniere des Regiments beim Zurüsten der erforderlichen Hölzer, und von dicht daneben her tönt der tastmäßige Schlag der Schmiebehämmer. Hier leitet ein Offizier das Abdecken verschiedener Kurven, wie sie zur Tracirung einer Bahnlinie notwendig sind, dort ist ein anderer mit Nivelirungsarbeiten beschäftigt. In einem kleinen Laboratorium werden Dynamitpatronen geformt, und bald ladet unser freundlicher Cicerone uns ein, einem Sprengversuch mit denselben beizuwohnen, der mit großer Schnelligkeit vorbereitet, ein so eben erst zugereiftes Geleise auf mehrere Meter Länge total zerreiht.

Unmittelbar an das Uebungsterrain grenzt der Bahnhof Berlin der Militärbahn mit seinen verschiedenen Baulichkeiten, als: Wagen- und Lokomotivschuppen, Reparaturwerkstätten etc.

Die Militärbahn — zur Verbindung des Artilleriechießplatzes in der Krummersdorfer Haide mit Berlin erbaut — ist zugleich zur Ausbildung der Offiziere und Mannschaften des Regiments im Eisenbahnbetriebsdienst bestimmt. Sie hat eine Länge von circa 50 Kilometern, führt von Berlin bis Jossen parallel der Berlin-Dresdner Bahn, und zweigt sich von letztgenannter Station über das durch seine Salzlager bekannte Sperenberg nach dem Schießplatz ab. Auf dem letzteren Theil der Strecke dient die Bahn nicht nur Militärzwecken, sondern auch privatem Güter-, Post- und Personenverkehr, und ist daher auch in den Verein deutscher Eisenbahnen aufgenommen. An der Spitze der Verwaltung der Bahn steht die Direktion, welche sich aus dem Kommandeur des Regiments, einem Stabsoffizier und zwei Subalternoffizieren zusammensetzt; der gesammte Betrieb wird durch Offiziere und Mannschaften geleitet und ausgeführt, und zwar versteht eine aus wechselnden Abkommandirungen aller acht Kompagnien zusammengestellte Betriebskompagnie den Dienst auf der Strecke. Es gewährt einen eigenthümlichen Anblick, einen Zug der Militärbahn, geführt von dem als Maschinenführer funktionirenden Unteroffizier, und mit Pionieren als Schaffner und Bremser besetzt, vorüberfahren zu sehen — es ist aber jedenfalls erfreulich zu beobachten, wie gewandt und schnell sich alles in den den meisten doch wohl ganz neuen Dienstzweig hineinfindet. Nirgends bemerkt das prüfende Auge des Berufsbeamten eine Unsicherheit oder Unklarheit, alle Funktionen des komplizirten Betriebsmechanismus greifen exakt in einander, und manche, besonders unserer kleineren Privatbahnen könnte sich an der straffen Befehlsgabe und Auffassung ein Beispiel nehmen — ein guter Bahnbetrieb muß eben streng militärisch organisiert werden, soll

andere die Sicherheit des Betriebes nicht von der Laune des Zufalls abhängig sein.

Auch die Bahnunterhaltung und Bewegung wird durch Mannschaften ausgeführt: Bahnmeister und Bahnwärter sind Unteroffiziere, resp. Pioniere des Regiments, und zu umfangreicheren Arbeiten auf der Strecke werden besondere Arbeitertrupps von den Kompagnien gestellt, so daß auch in diesem wichtigen Dienstzweige die gesammte Mannschaft hinreichende Uebung erhält. Ein Betriebsoffizier da jour fungirt gleichsam als Betriebsinspektor und ist für die Sicherheit des Betriebes wie für die militärische Ordnung auf der Strecke verantwortlich.

Findet so das Eisenbahnregiment an seinen Uebungsobjekten praktische Ausbildung, so fehlte es ihm auch nicht an Gelegenheit, die Resultate derselben bereits jetzt im Frieden zu verwerthen. Wiederholt wurden theils größere Detachements, theils ganze Kompagnien zu verschiedenen Bahnlücken besonders behufs Ausführung bedeutenderer Oberbauarbeiten abkommandirt. Die Leistungen, welche diese Kommandos aufzuweisen hatten, haben überall die volle Zufriedenheit der betreffenden Verwaltungen sowohl, was Schnelligkeit wie exakte Arbeit anbelangt, erzielt und, wie wir hörten, mehren sich die Anträge der Direktion um Ueberweisung derartiger Arbeitsabtheilungen bei den schwierigen Arbeiterverhältnissen von Jahr zu Jahr.

Die Mannschaften arbeiten alsdann, wie auf dem Uebungsterrain, unter Aufsicht ihrer Offiziere und beziehen von den Bahnverwaltungen eine entsprechende Zulage. Das „Militärwochenblatt“ von 1875 gibt an, daß allein in den Jahren 1872 und 1873 von solchen Detachements auf verschiedenen Bahnen 65 Kilometer Geleise neu gebaut und 12 Bahnhöfe theils neu angelegt, theils erweitert wurden. Endlich waren es aber auch besondere Unglücksfälle, in denen die bekannte Schnelligkeit der Arbeiten des Regiments die Bahnverwaltung veranlaßte, Kommandos behufs schleunigster Wiederherstellung zerstörter Objekte zu erbitten: so erbaute ein Detachement des Regiments im Jahre 1876 auf der Strecke Berlin-Dresden an Stelle einer eingestürzten steinernen Brücke über die Dohme bei Station Altko innerhalb dreier Tage eine eigentlich nur provisorische Holzbrücke, die unseres Wissens aber noch heute allen Anforderungen entspricht.

Hoffen wir, daß das preussische Eisenbahnregiment vereint mit der gleichen Zielen entgegen strebenden bairischen Eisenbahnkompagnie auch im Ernstfall eines Krieges, der hoffentlich unserem theuren Vaterlande noch lange, lange Jahre fern bleiben wird, alle an dasselbe heranretenden Aufgaben mit gleicher Energie und gleicher Gewandtheit ausführen werde, wie es bisher die Friedensaufgaben zu lösen verstanden hat!

H. v. W.

Auf den Bonin- und Marianeninseln.

Wachdruck verboten.
Gel. n. 11, VI. 70.

Von Dr. Goeniger, Arzt an Bord Sr. Maj. Korvette „Herttha“.

Am 18. Dezember 1875 verließ Sr. Maj. Schiff „Herttha“ unter Dampf die Rade von Yokohama, um eine dreimonatliche Fahrt nach den westlichen Karolinen anzutreten. Auf dem Wege dahin sollten die Bonininseln und die Marianen berührt werden. Zweck der Expedition war, zum ersten Male in diesen Gewässern die Flagge eines deutschen Kriegsschiffes zu zeigen, und hierdurch die auf jenen Inseln vorhandenen deutschen Handelsinteressen zu befördern, sowie auch etwa dorthin verschlagene und unter den Eingeborenen lebende Weiße aufzufinden. Außerdem wurden während der Reise die mangelhaften Karten der Inselgruppen in mehrfacher Hinsicht durch Vermessungen und neue Positionsbestimmungen verbessert und berichtigt.

Wir waren kaum aus der Bucht von Jeddo heraufgedampft, hatten um Mittag die Feuer ausgemacht und Segel gesetzt, als die anfänglich uns günstige achterliche Brise einschloß, und wir gegen zwei Uhr Nachmittags in der schönsten Windstille schaukelten, während ein schon seit dem Morgen anhaltender Nebel uns, wie es schien, immer dichter umhüllte. Doch schon kam uns eine heftige Dünung ziemlich direkt ent-

gegen und ließ vermuthen, daß es weiter draußen tüchtig wehte. Auch dauerte es nicht lange und die erste Bö kam, den Nebel zerreißend, heran geheult aus Westsüdwest; Bram- und Oberbramssegel wurden sink geborgen und zwei Reefe in die Marssegel gesteckt; aber das war nur ein kleines Vorspiel. Mit steigender Schnelligkeit und immer zunehmender Stärke folgte eine Bö der andern, der anfänglich den Sturm begleitende uns ins Gesicht peitschende Regen hörte auf, und als es gegen Abend klares sternhelles Wetter geworden war, waren längst unsere Untersegel geborgen, die Marssegel dicht gereeft und das große Schiff ächzte tief auf- und niederstampfend und in ziemlich vergeblicher Anstrengung gegen Sturmwind und See anarbeitend, in allen Fugen. Es blieb dem Kommandanten schließlich nichts anderes übrig, als, da wir überall von Land besetzt waren, außer in der Richtung, wo der Sturm herkam, den Kurs zu ändern und vor dem Winde in die Bucht zurück zu segeln. Wir gingen dann hier unter dem Schutz des Landes in der sogenannten Mississippibai vor Anker. Interessant war für uns an diesem Tage der plötzliche Temperaturwechsel, der beim Verlassen der Jeddoer Bucht durchaus unvermittelt ein-

legte. Während wir am 18. Dezember früh in Yokohama $+3^{\circ}\text{C}$. gehabt hatten neben einer Wassertemperatur von $+6^{\circ}\text{C}$., fanden wir, sobald wir in den warmen Kurofimo kamen, jene mächtige die Küsten Japans bespülende Strömung, die Temperatur des Wassers $+17\frac{1}{2}^{\circ}\text{C}$. und auch die der Luft entsprechend höher. Beim Zurückgehn in die Bucht trat der umgekehrte Wechsel ein.

Wir mußten in der Mississippibai bis zum Dienstag, den 21. Dezember früh vor Anker bleiben, da der Wind die vorhergehenden Tage unablässig aus derselben Richtung und in gleicher Stärke geweht hatte. Am Dienstag früh war Windstille, wir dampften aus der Bucht, trafen aber draußen diesmal günstigen Wind, starken Nordwest und später West, so daß gegen die noch vom letzten Sturm vorhandene südliche Dünung unser Schiff bei guter Fahrt bald recht angenehm stampte und schlingerte. Die meisten unserer Kammern begannen bald zu lecken, so auch meine von oben, was uns den angenehmen Genuß verhoffte, vor alzu tiefem Schlaf durch eine sanfte auf Nase, Augen und Mund sich ergießende salzige Douche bewahrt zu werden. Das Wetter blieb in den nächsten Tagen so ziemlich dasselbe, wir drehten der ungenauen Karten wegen aus Vorrecht Nachts mehrmals bei, und passirten eine Reihe der hier zerstreut liegenden kleinen meist unbewohnten Felseninseln. Unter diesen Umständen fiel unsere Weihnachtsfeier sehr wenig festmäßig aus. Die ganze Batterie stand unter Wasser, wir saßen unter dicht gereisten Marssegeln, in der Messe war kein Teller, keine Tasse sicher; jedes Glas mußte festgehalten, die Flaschen nach dem Einschenken sofort wieder zwischen die Knie genommen werden, kurz es war nicht gerade übermäßig gemüthlich. Doch hatten wir aus Yokohama einen kleinen Weihnachtsbaum mitgenommen und schnitten nun aus noch vom vorigen Jahre her reichlich vorhandenem farbigen, goldenem und silbernem Papier prachtvolle Reize, Ketten und Sterne, vergoldeten Rüsse und Aepfel und schmückten unser Bäumchen, so daß uns wenigstens das äußere Zeichen des Festes nicht fehlte. Sonstige Feiern fand nicht statt. Die meisten Kameraden waren beim Kommandanten zum Glase Wein eingeladen, ich hatte mich, da ich nicht wohl war, entschuldigen lassen und saß in der Messe vor dem Christbaum, meinen Gedanken nachhängend, die sich, wie natürlich, nach der fernern Heimat richteten, von der wir nun schon seit anderthalb Jahren getrennt waren. Schweifte etwa mein Sinn einmal zurück auf das Schiff, so dachte ich, es ist nicht zu leugnen, mehr der vielen unfreundlichen, iden und beschwerlichen Seiten des Vorlebens, als der wenigen ungetrübten Genüsse, die einem hier zu Theil werden. Die tröstende Hoffnung dabei war, das nächste Weihnachtsfest wieder in der Heimat zu feiern, eine Hoffnung, deren Nichterfüllung uns damals noch vom gütigen Gesdick mit dem Schleier der Zukunft verhüllt war. Meine einzige Freude machte ich mir durch eine kleine Bescherung, die ich meinem Burschen veranstaltete und die den guten Menschen ganz glücklich machte.

Nachdem am 25. Dezember die See bedeutend ruhiger geworden, auch unser nächstes Ziel, eine Gruppe der Bonins, darunter auch die Peelininsel, am Horizont bereits in Sicht gekommen war, wurde am 26. früh, da der Wind hinstarb, Dampf aufgemacht und noch Vormittags gelangten wir bei prächtig blauem Himmel in den Hafen von Port Lloyd. Schon weit draußen war uns ein jugendlicher Lootse entgegen gekommen und hatte uns aus seinem winzigen Canoe, das aus einem ausgehöhlten Baumstamm mit einem Ausleger bestand, angerufen, um uns in den Hafen zu leiten. Seine Dienste wurden auch angenommen. Von ferne gesehen macht die etwa 1,25 geogr. Meilen lange Peelininsel den Eindruck einer phantastisch gestalteten steilen und kahlen Felsenmasse, deren rothgelbe Farbe sich von dem tiefen Blau des Ozeans und des Himmels eigenthümlich abhebt. Erst wenn man näher kommt und das Innere der Thäler sichtbar wird, zeigt sich Vegetation. Das Gestein ist vulkanisch, vorherrschend Basalt, auch entdeckten wir alte verwitterte Lavaströme. Im Innern der Buchten machen zahlreiche Korallenriffe das Fahrwasser unsicher. Der Gipfel der etwa 300 Meter hohen Berge ist nicht mit Wald, sondern nur mit niederem Gestrüpp bedeckt, in den tiefer liegenden Thälern und Schluchten jedoch, in denen kleine Bäche herabrieseln,

wachsen Palmen, besonders Fächerpalmen in großer Menge und die Vegetation ist hier so üppig, daß die von Schlingpflanzen überzogenen Myrthen-, Lorbeer-, Pandanus- und Libaberhefen oft ein undurchdringliches Gewirre bilden; und da von den Kolonisten neben anderen auch Kokospalmen und Bananen angebaut werden, so hat die Pflanzenwelt trotz der relativ nördlichen Lage der Insel ($27^{\circ} 6' \text{N. Br.}$) einen fast tropischen Charakter. Au dem auch für große Schiffe leicht zugänglichen Hafen von Port Lloyd, der wie ein alter Krater rings von steilen Bergen umschlossen und nur nach Westen geöffnet, aber auch hier durch Korallenriffe einigermaßen geschützt ist, liegt nun die gleichnamige Hauptansiedlung der Kolonisten. — Die ganze Gruppe der Bonininiseln ist früher unbewohnt gewesen. Zwar wollen die Japaner früher schon eine Kolonie hier besessen haben und jedenfalls hatten sie in den vorigen Jahrzehnten eine solche gegründet; doch geblieb sie nicht und schon zu Anfang der sechziger Jahre wurden die letzten Japaner auf Regierungsschiffen wieder abgeholt. Angeblich beanprucht indeß Japan noch die Oberhoheit. Die jetzt bestehende Ansiedlung besteht aus Mitgliedern der verschiedensten Nationalitäten und wurde 1830 gegründet. Einer der ersten Bewohner, ein Portugiese Goncalves, lebt noch inmitten seiner Nachkommenschaft. Die einzelnen Ansiedlungen, aus Gruppen von Hütten bestehend, deren Zusaffen durch Familienbände zusammen gehören, liegen ziemlich weit von einander, so daß Konflikte im allgemeinen leicht zu vermeiden sind. Es gibt, außer den Portugiesen, Engländern, Franzosen, und Amerikanern auch einen anglikanischen aus Bremen stammenden Deutschen. Die Weiber und demzufolge die ganze jüngere Generation sind Mischrassen von den Sandwichinseln, Marianen und Philippinen, auch Mulattinnen und eine Negerin sah ich. Im Ganzen leben nur 69 Personen auf der Insel, davon angeblich nur zwölf erwachsene weibliche. Die letzteren waren nur wenig sichtbar, da nach der Erklärung unseres Lootsen Charlie die Ansiedler sie aus Furcht vor den räuberischen Gelüsten der Matrosen verstecken. Von den die Inseln anlaufenden Walfischfängern sollen nämlich wirklich mitunter Frauen entführt worden sein. Der Gesichtstypus der Ansiedler ist je nach den Rassen verschieden, die Umgangssprache allgemein englisch.

Die Hütten der Ansiedler bestehen aus neben einander in den Boden gerammten Palmsämmen, sind mit Palmblättern gedeckt und im Innern mit mehr oder weniger Komfort mit Bildern, Wanduhren, Matten, wollenen Decken, roh gemauerten Tischen und Stühlen eingerichtet. Um dieselben dehnen sich, soweit der flache Strand reicht, die Felder der Einwohner, Anpflanzungen von süßen Kartoffeln (Bataren), etwas Tabak und Melonen, Bananen und Ananas, auch wie erwähnt junge Kokospalmen. Von Hausthieren werden viele Hunde und Katzen gezogen, sowie Schweine, Hühner, Enten und Gänse. Das alles jedoch in so geringer Menge, daß wir fast nichts kaufen konnten. Rindvieh gibt es sehr wenig, Ziegenherden jedoch reichlich. Von wilden Vögeln sieht man neben den gewöhnlichen Strandvögeln, Tauben und Raben, Falken, Drosseln und Finken.

Sehr lohnend ist der Fischfang, die ergiebigste Jagd indessen die auf Schildkröten, die im Sommer zum Eierlegen in großen Schaaeren ans Land kommen. Vor jeder Hütte liegt ein Berg Knochen und Schilber dieser Thiere. Sie haben etwa 4—5 Fuß im Durchmesser und geben eine große Menge vorzügliches Fleisch, wie wir erprobten. Das Schildpatt ist dagegen sehr dünn, etwa wie starkes Papier und wird per Pfund nur mit 40 Cents bezahlt. Abgesehen von den häufigen Besuchen der Walfischfahrer wird der Verkehr mit der Außenwelt durch einen kleinen Schoner vermittelt, der jährlich mehrere Male nach Yokohama fährt. Eigentlich größerer Export findet indessen nicht statt. Die Ansiedler sorgen nur für ihr erträgliches Auskommen. Von einem Gedeihen der Kolonie kann man schon deshalb nicht sprechen, weil die Trägheit und Indolenz der die Hauptzahl ausmachenden Mischlinge viel zu groß ist, um eine rasche fortschreitende Entwicklung überhaupt anzustreben. Wir benutzten die beiden Tage unseres Aufenthaltes, um auf den Bergen herum zu klettern, den Hafen nach allen

Richtungen zu durchfahren und dabei die verschiedenen Ansiedelungen zu besuchen. Dieselben ähneln sich alle. Die allgemeine Tracht der Ansiedler besteht aus weißen oder bunten leinenen oder baumwollenen Hosen und Hemden; der Zustand ihrer Geistesentwicklung ist überall derselbe. Dem Namen nach sind alle Christen. Ihr Gesundheitszustand ist sehr gut.

eisert. Schade nur, daß man noch immer diese Farben nicht zu konserviren im Stande ist; wer sich davon einen Begriff machen will, muß nicht die Fischgläser unserer Museen, sondern ein einschlägiges Werk mit kolorirten Abbildungen, z. B. den vorzüglichen 2. Band des „Journal des Muséum Godeffroy“ durchblättern.



Wethros. Nach dem Bilde von Tegner.

Selten habe ich in gleicher Schönheit wie in Port Lloyd den Anblick des submarinen Korallenwaldes genossen. Vom Boot aus sah man durch das klare Wasser über 60 Fuß tief. Blaue, weiße, grüne und rothe Korallenstöcke wucherten über und durch einander in allen Farbenabstufungen, dazwischen schossen leuchtend wie Edelsteine im prächtigsten Metallglanz ungezählte Schaaren von Fischen, deren Farbenreichtum erfolgreich mit dem der buntesten Arten der Vogelwelt wett-

Am nächsten Vormittag, den 28. Dezember sichteten wir den Anker und besahen zwar schon am 1. Januar 1876 die nördlichste Insel der Marianen in Sicht, mußten aber bis zum 3. kreuzen, um an sie heran zu kommen.

Endlich konnten wir ganz nahe der Insel, die den wohlklingenden Namen Farallon de Pajaros führt, beidrehen und zur Ausführung von Längenbeobachtungen ein Boot an Land schicken. Die Insel ist weiter nichts als ein etwa tausend Fuß

hoher thätiger Vulkan, durchaus nackt und ohne eine Spur von Vegetation. In der für Vulkane so charakteristischen, wie mit dem Lineal gezogenen Kegelform steigt der Berg aus dem Meere, das keine zwei Seemeilen vom Lande schon so tief ist, daß unter großes Loth in 115 Faden Tiefe keinen Grund fand. Langsam stößt der Krater eine gewaltige Wolke Rauch, Asche und Steine aus, welche letztere dann meist auf der Seeseite der Insel mit Gepolter niederfallen, während der Rauch in die Wolken steigt; dann folgt eine minutenlange Pause, darauf ein unterirdischer Donner, der besonders stark ist, wenn viele Steine zu Tage gefördert werden, und eine neue Eruption erfolgt. Die Steine sind alle heiß, theilweise glühend und wir konnten am Abend die Rauchsäule in eine Feuersäule verwandelt aufsteigen sehen, aus der dann die glühenden Steine niederfielen. Lavaströme konnten wir jedoch nicht entdecken. Die einzigen lebenden Wesen der Insel sind eine Unzahl kleiner Mäven, welche den Vulkan zu ihrem Brutplatz erkoren haben und denen dies Geschäft durch die Wärme des Sandes wohl erleichtert wird, wenn sie auch manchmal durch herabfallende Steine in unangenehmer Weise gestört werden mögen. Tausende und abertausende von Eiern, weiß mit schmutzig braunen Flecken, liegen in den Sandbüchern umher und werden von ihren Müttern, die sich durch uns kaum stören ließen, behütet. Eine Befreiung des Vulkans war, da alles nur aus loser Asche bestand, unmöglich. In Bezug auf die Lage der Insel ergaben die an Land angestellten Beobachtungen eine Differenz von 20 Minuten Länge und 6 Minuten Breite mit den Angaben der Karten. Während der Zeit, wo wir vor der Insel langsam kreuzten, war unser Schiff beständig von Haiischen umringt. An dem einen Tage fingen wir mit der Haiangel und einem Stück Speck von acht uns folgenden Bestien nicht weniger als fünf, zwei andere hatten auch verschiedene Male angebissen, sich aber wieder losgerissen und zogen mit mehreren Genehrfugeln im Leibe es vor, das Weite zu suchen; schließlich hatten sich alle die sogenannten Looftenfische, deren immer einer oder mehrere den Hai begleiten, beim Wegfangen ihrer Herrn um den zuletzt übrig gebliebenen in der Zahl von mehr als dreißig versammelt, um mit ihm weiter zu ziehen.

Da wir schon seit längerer Zeit kein frisches Fleisch hatten und auf Nationen von Salzfleisch, Erbsen und Bohnen gesetzt waren, so verschwand der größte Theil des Fleisches der Luthiere in den Magen der Matrosen, und auch ich ließ mir, wie stets bei solchen Gelegenheiten, zum Frühstück ein gutes Daisheat zubereiten. Das Fleisch ist gerade kein besonderer Lederbissen und hat im Geschmack Ähnlichkeit mit Kalbfleisch, dem durch irgend einen Vorgang die Zähigkeit des Stodfisches gegeben worden ist. Jedenfalls schmeckt das Fleisch der Delphine (Zämmeler oder Schweinefische), das uns auch oft zur Abwechslung in unserer Nahrung diente, schon erheblich besser; allerdings kommt dies auch von einem Säugethiere.

In Allgemeinen hat man übrigens auf einem Kriegsschiff auf hoher See nicht allzu oft Gelegenheit Fische zu essen, da dieselben nur geangelt oder harpunirt werden können, wenn das Schiff sehr wenig Fahrt macht. Nur fliegende Fische, die allerdings eine treffliche Speise sind, fliegen oft genug leichtsinniger Weise von selbst auf Deck und werden mit Freuden begrüßt.

Wir passirten nun eine Reihe von unbewohnten Inseln und hielten erst wieder an der Küste der Insel Saypan. Um in den angeblich guten Hafen von Tanapag auf Saypan zu gelangen, hielten wir die Looftenflotte und kreuzten vor der Insel, bis endlich auf diese Aufforderung hin ein Boot mit dem spanischen Alkalden und Kura und einem eingeborenen Looten erschien. Dieser gab zwar vor, trotz des bedeutenden Tiefganges des Schiffes dasselbe in den Hafen loofen zu können, aber schon der Beginn der Fahrt durch den immer seichter werdenden Kanal, auf dessen Grunde wir die Korallenblöcke scheinbar nur mit wenigen Fuß Wasser bedeckt, deutlich erkennen konnten, erfüllte uns etwas mit Besorgnissen, die sich auch bald als nur zu gerechtfertigt erwiesen, indem das Schiff mehrere Male nicht ganz faust die Steine berührte, so daß, wie nachher unser Taucher konstatierte, die Kupferhaut am Bug und am

Loskiel etwas gerist wurde. Es wurde deshalb der Versuch diesen Hafen zu erreichen aufgegeben, und wir ankerten auf der weniger guten Rhede von Garapan.

Während dieser Manöver bot sich uns ein prächtiges Schauspiel dar, indem ein mächtiger Walfish in die Bucht, die auf der einen Seite von Land, auf der anderen von dem Korallenriff begrenzt wird, hinein gerathen war und lange Zeit in dem für ihn unangenehm flachen Gewässer vergeblich versuchte, den Ausweg wieder zu finden. Bald schwamm er so hoch, daß wir den Kopf, Rücken und Schwanz fast ganz frei sahen, wobei er wutherrfüllt mit lechtemer das Wasser zu Schaum schlug und mächtige Säulen von Wasserstaub durch seine Spritzlöcher sandte, bald war er wieder minutenlang verschwunden, um an anderer Stelle auftauchend seine Bemühungen fortzusetzen. Schließlich entzog ihn indeß die Nacht unseren Beobachtungen.

Saypan hat, wie jetzt die Marianen überhaupt, eine äußerst gemischte Bevölkerung. Die bei der Entdeckung der Inseln durch die Spanier vorgefundene Einwohnerchaft war wohl ein mikroneischer, mit den Karolinern, jedoch auch mit den Tagalen der Philippinen verwandter Stamm. Ihre Zahl war damals sehr bedeutend, 40–60,000; aber prächtig gelang es dem Druck der spanischen Herrscher, mit ihnen aufzuräumen. Sie waren ein freiheitsliebendes stolzes Volk; um der Knechtschaft zu entgehen, stürzten sie sich zu Hunderten, Weiber und Kinder voran, von hohen Felsen herab, und bis zum Jahr 1741 war die Einwohnerzahl auf 1816 gesunken. Die spanische Regierung ordnete damals die Einführung tagalischer Familien aus Luzon an, die in bestimmten Zeiträumen erneuert wurde. Durch Vermischung dieser Tagalen mit der Urvölkerung, eine Mischung, die äußerst vollständig zu Stande gekommen ist, sowie durch Hinzutreten spanischer Weiszen haben sich die heutigen Bewohner, die Chamorro gebildet, allerdings unter fast völliger Aenderung und größtentheils Verschlechterung des Volkscharakters. Nur eins ist ihnen mit ihren Vorfahren gemein, der Haß gegen die Spanier, den diese auch rechtlich verdienen. Vor kurzem hat nämlich das Mutterland die Inseln zum Deportationsort der Kommunarnden von Karthago und ähnlicher Verbrecher bestimmt. Es sind bereits über 600 solche Deportirte auf den Inseln, zum großen Theil auf Saypan, und sie haben viel dazu beigetragen, die wenig ercentlichen sozialen und Kulturverhältnisse zu verschlechtern. Da er ein Weiser ist, arbeitet natürlich auch der Deportado nichts, sondern legt sich, da er von der Regierung nur unregelmäßig etwas Reis zum einzigen Unterhalt erhält, als Einquartirung in die Hütten der Chamorro, diesen die Sorge für Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse überlassend. Dester hat dies bereits zur Folge gehabt, daß man Deportirte an einem passenden Baum aufgehängt fand. Ein größerer Theil Deportirte ist nach Saypan gebracht worden und wird hier durch eine Garnison von 100 Soldaten (Filipinos) mit zwei Offizieren bewacht. Außer diesen und mehreren hundert Chamorro leben in Saypan etwa 500 Karolinern, eine Ansiedlung, die regierungsseitig in den letzten Jahrzehnten ins Werk gesetzt wurde und bei der Genügsamkeit und größeren Thätigkeit dieser Wilden einstweilen gedeiht. Sie sind alle getauft, was aber auf ihre Lebensweise weiter keinen Einfluß gehabt hat. Um die ganze bodenlose Verkommenheit dieser spanischen Besetzung zu bezeichnen, muß hier das Faktum angeführt werden, daß während unserer Anwesenheit in Garapan ein solches Elend an Land herrschte, daß wir nicht allein nicht das mindeste zu kaufen erhielten, sondern vom Alkalden zur Vinderung der Noth um ein Geschenk von Mehl angegangen wurden, welches auch in Begleitung von Cigarren u. d. Kommandirende an Land schickte. Dabei ist zu bedenken, daß Saypan, wie alle südlichen Marianen, zu den fruchtbarsten und geeignetsten Punkten der Erdoberfläche gehört. Pflanzungen jeder Art gedeihen prächtig; auch sind alle Kulturpflanzen längst eingeführt und theilweise verwildert, so daß es nur eines sehr geringen Fleißes der Bewohner bedürfte, um das Land in einen Garten umzuwandeln.

Sonntag den 9. Januar hatten wir die südlichste und bedeutendste Insel des Archipels vor uns, Guajan oder Guam. „Nichts ist den Wohlgerüchen vergleichbar, die, als wir bei der

Ankunft den Ankerplatz suchten, uns über die Brandung herüber zuwehnen," so beschreibt Chamisso in seiner Reise um die Welt den ersten Eindruck, den er von Guajan empfing. Wir waren nicht ganz so glücklich wie der Dichter, aber in dem, was er weiterhin von der Pracht der Flora und überhaupt der Herrlichkeit dessen, was die Natur hier dem Menschen geboten, sagt, hat er unzweifelhaft Recht.

Wir kreuzten zuerst vor der Hauptstadt der Insel Agaña, bis ein Bootje heraus kam, der uns nach dem ca. 5 englische Meilen davon gelegenen gegen den herrschenden Nordostpassat ganz gesicherten Hafen von St. Luis d'Apra brachte. Der Hafen wird gebildet durch eine vor Guajan liegende kleine Insel, die mit prachtvollen Baumgruppen bestanden, aus der Ferne den täuschenden Eindruck eines großartigen Parks machte, bis wir beim Näherkommen doch sahen, daß Menschenhände bei diesen Anlagen unbetheiligt waren. An die Insel schließt sich ein Korallenriff, das nur im Südwesten eine Lücke, den Hafeneingang, frei läßt. Im Hafen, der nach dem Lande zu so leicht wird, daß unsere Boote nur bei Hochwasser fahren konnten und auch dann oft auf Felsen und Steine stießen, liegt ein in erbärmlichen Zustande befindliches kleines Inselort. Wir landeten, als ich nachmittags zuerst an Land kam, bei einem kleinen Dorfe. Es bestand aus armen Hütten aus Palmblättern auf Pfählen 3 bis 4 Fuß über dem Boden stehend und ebenfalls mit Palmblättern oder mit Zuderrohr gedeckt. Inmitten der Hütten stand die Kirche, die sich nur durch die Größe, nicht in der Bauart von ihnen unterschied, im Innern mit einem schauerhaften Muttergottesbilde. Alles wenig Wohlstand verrathend. Die Bevölkerung ist auch hier aus Chamorro und Deportirten gemischt, die sich mit gegenseitigem Haß betrachten. Die Vegetation ist überreich, Kokos und andere Palmen überall; ebenso verwilderte Orangen und andere Fruchtbäume wie die Brotfrucht und Bananen; vorzüglich gebaut wird Zuderrohr, Mais, Reis, Tabak, Bataten, Kaffee, Cacao etc., alles jedoch nur in geringer, für das eigene nothdürftigste Bedürfnis genügender Menge. Die gewöhnlichen Hausthiere, größtentheils von Manila eingeführt, sind vom Keraban abwärts alle vorhanden, ebenio haben die Spanier Dirse, Neze und anderes Wild hergebracht, das sich so vermehrt hat, daß jetzt die Jagd eine Hauptbeschäftigung der Eingeborenen bildet.

Ich machte einen weiteren Spaziergang nach dem etwa fünf englische Meilen weiter südlich liegenden großen Dorfe Agatan, an einer flachen Bucht, wobei sich prächtige Mah- und Fernsichten auf die Buchten und die Felder und Wiesen wie auf die weiter zurück liegenden Berge öffneten. Um bei dem niedrigen Wasserstande am Abend wieder an Bord zu kommen, mußten wir auf einem elenden, kleinen, aus einem ausgehöhlten Baumstamm kunstlos gefertigten Canoe über die Korallenbarre rudern, plumpfen auch richtig, da das Schifflein überladen war und Miene machte, unterzugehen, theilweise ins Wasser, doch kamen alle mit dem Schreden davon. Diese elenden Boote sind alles, was die heutigen Chamorro in der Schiffsbaukunst von ihren Vorfahren noch ererbt haben, während diese doch zu den besten Seefahrern des großen Ozeans unbesritten gerechnet wurden.

Einer Einladung des hier stationirten spanischen Arztes Dr. Corall folgend, fuhr ich mit Kameraden am Mittwoch, den 12. Januar, nach Agaña. Vom Landungsplatz aus ging es auf prächtigem Wege mit einem sehr primitiven Büffelkarren nach der Stadt. Die Straße führt stets längs des Strandes und bietet wunderhübsche Abwechslung durch den Blick auf das Meer und die schäumende Brandung, auf die Zuderrohrfelder, Kokos- und Brotfruchthaine, die letzteren durch ihr reiches dunkles Laub mit den lustigen hohen Stämmen, welche die erheben bilden

lebhaft kontrastirend. Dazwischen liegen zerstreut die Hütten der Eingeborenen, unter denen wir auch einige, von den Chamorro durch dunkle Hautfarbe, die mächtige Haartrone und den breiten Mund scharf unterschiedene Karoliner bemerkten. Aus den nahe liegenden Sümpfen ragten die ersten Häupter der Kerabans mit ihren langen Hörnern hervor, da diese Thiere wie alle vom Büffelgeschlecht den feuchten Aufenthalt, der sie vor Fliegen schützt, sehr lieben. Die Hütten traten allmählich dichter zusammen und bald waren wir in der Hauptstadt angelangt. Dieselbe hat etwa 3000 Einwohner und ist im Ganzen ein elendes ruinenhaftes Nest, dem der Stempel des Verfalls überall aufgedrückt ist. Dies zeigt sich sowohl im Innern wie im Aeußern der Hütten und der wenigen vorhandenen Steinhäuser. Das Benehmen der ansässigen Spanier dagegen hat auch in diesem Erdwinkel nichts von der feierlich stolzen Grandezza des Kastilianers eingebüßt. Aufrs freundlichste wurden wir von unserem Wirth und seiner jungen und schönen schwarz-äugigen Gemahlin Constanza aufgenommen, welche letztere uns mit reichlicher und trefflicher Mahlzeit bewirthete, wobei Eierspeisen und Geflügel die Hauptschüsseln abgaben. Die Unterhaltung ging englisch mit zwischen eingestreuten spanischen Brocken, doch sprach die Señora nur ihre Muttersprache. Nachmittags wurden Besuche gemacht beim Gouverneur, einem jungen Major, sowie bei dem Erzprieester Ibanez, einem seit vier- undzwanzig Jahren hier stationirten Augustiner, dem obersten kirchlichen Würdenträger der Marianen. Er steht unter dem Erzbischof von Manila und ist zugleich der einzige europäische Geistliche hier, alle übrigen sind Tagalen von den Philippinen.

Frater Ibanez zeigte sich uns bald nicht nur als der liebenswürdigste Wirth, sondern auch als ein vielseitig gebildeter und in allen Wissenschaften bewandeter Gelehrter. Er sprach fertig englisch und ebenso französisch und orientirte uns über alles, was uns interessirte, aufs trefflichste. Später begleitete ich meinen Kollegen auf seinen Krankenvisiten und hatte so Gelegenheit, mich über den vorzüglichen Gesundheitszustand der Insel zu informiren. Lungentrantheiten fehlen fast ganz, nur Ausatz und eine Reihe von Hauttrantheiten kommen oft vor. Einer eigenthümlichen Aeußerungsweise der spanischen Höflichkeit mußte ich mich bei diesen Besuchen unterwerfen, indem nach der Untersuchung jedes Falles Dr. Corall mich fragte, was ich thun würde und diese Verordnungen sofort ausführen ließ, wobei ich nur hoffe, daß er deshalb in keine Mißhelligkeiten mit seinen Patienten gekommen ist.

Ich konnte auch die folgende Nacht in Agaña zubringen, und machte noch am Abend die interessante Bekanntschaft des Generalmusikmeisters der Philippinen. Die Spanier lassen es sich nämlich auf den Philippinen mit großem Erfolge sehr angelegen sein, bei den Eingeborenen die Liebe und Kenntniß der Musik zu pflegen. So fanden wir bei unserem frohen Aufenthalt dort in jedem Dorfe eine aus Tagalen gebildete, ganz erträgliche Kapelle, welche in Verwendung für kirchliche Zwecke und Tanzvergünstigungen nicht zu verachten war und besonders die aufregenden Melodien der spanischen Nationaltänze, die überall eingeführt sind, trefflich spielte. Der erwähnte Beamte war nun nach den Marianen geschickt worden, um auch bei den stumpfsinnigen apathischen Chamorro die Pflege der Musik zu heben, behauptete aber selbst, hier keinen Erfolg erzielen zu können.

Als wir am 17. Januar unter Segel die Marianen verließen, nahmen wir von dieser Inselgruppe das tief uns eingetragte Bild eines herrlichen reichen, aber durch das Ungeschild seiner Herren aufs äußerste verwahrlosten Gartens mit auf die Fahrt nach den Karolinen, wo Bilder entgegengesetzter Art sich vor uns entrollen sollten.

Am Familientische.

Der Felsentempel von Abu Simbel.

(Zu dem Bilde auf Seite 221.)

Im unteren Nubien rücken die Sandsteinfelsen so nahe an die Nilufer heran, daß die alten Aegyptier, wollten sie hier am Gesade des heiligen Stromes Tempel bauen, diese theilweise oder gänzlich in den Felsen aushöhlen mußten. Das riesigste Beispiel solcher Felsentempel ist jener von Abu Simbel am linken Nilufer zwischen dem ersten und zweiten Katarakt gelegen. So wie die Cheopspyramide einzig unter den Pyra-

miden, die Ninen von Karnak einzig unter den Säulenhallen Aegyptens dastehen, so läßt sich auch dem großen Felsentempel von Abu Simbel kein anderes Denkmal an die Seite stellen.

In alter Zeit, da der Nil die gewohnte Stätte noch in ihrer Gesamtheit umfassen konnte, muß das Erkänliche dieser Schöpfung noch weit unmittelbarer zu Tage getreten sein, als heute, wo Sand, von den Bergen herabrieselnd, sie verdeckt. Nur vom Nil aus konnte der Tempel erreicht werden, wo eine theilweise noch erhaltene Frei-

terre zu einer aus gewaltigen Quadern gefügten an 40 Fuß hohen Terrasse hinaufgeführt. Gehoben durch diesen stattlichen Vorbau und durch den Ernst der Umgebung wirkte die Tempelfront mit ihren kolossalen Statuen in ihrer ganzen Erhabenheit und erdrückenden Größe mächtig auf den Beschauer.

Erst durch Ausgrabungen im Jahre 1869 ist der große Tempel von Abu Simbel bequem zugänglich gemacht worden. Bis dahin war er derart verschüttet, daß nur der östliche Koloss vor, durch welche man in die erste Halle kriechen mußte. Als der Vater des heute von uns mitgetheilten Bildes im Dezember 1860 die Kolosse des Fesentempels besuchte, da konnte er, auf dem verschüttenden Sande sitzend seinen Kopf in das Nischenloch der einen Statue heben und in der Ohrmuschel derselben anströhen.

Heute liegt die gesammte Tempelfront mit den Kampestolpfen wieder wie einst frei vor uns; sie ist in den 270 Fuß hohen Berg eingeschritten und zwar in einer Breite von 115, und in einer Höhe von 100 Fuß. Vor der nach oben zu sich verjüngenden nach rückwärts geneigten Fassade sitzen vier aus dem Felsen ausgeprägte Königsgestalten, je zwei zu den Seiten des Einganges. Diese Kolosse haben über 60 Fuß Höhe, ihre auf die Kniee gestützten Hände sind allein länger als ein Mann groß ist, der Nagel am Mittelfinger ist fast einen Fuß lang, woraus man die übrigen Verhältnisse der Statuen erweisen mag. Der Waise nach selbst die Nennungsstatuen überragend, zeichnen sie sich nicht bloss durch das Ueberwältigende der Verhältnisse, sondern auch durch die Vollendung in der Ausführung und das ihnen inwohnende Leben aus. Trotz des strengen Stils, in dem sie gehalten sind, ist ihnen jede Starrheit fern; in ihrer ganzen Haltung liegt das Wesen ihres Lebens ausgedrückt: eiserner Wille, Würde und Majestät. Ein Herrscher ist es, den sie darstellen, Ramses II., welcher der Berggipfel zum Troge im 11. Jahre vor Christus dieses seiner Größe würdige Denkmal geschaffen. Von den vier Kolossen sind noch drei erhalten; einer, der erste zur Linken der Tempelfronte und auf unserem Hinterschnitte nur theilweise sichtbar, ist über den Hüften abgebrochen; der zerbrochene Kumpf liegt zu Füßen der Statue. Die Gestalten sind, bis auf ein um die Leiden geschlagenes Tuch, unbefleckt; auf dem Oberarm ist der königliche Name in Hieroglyphen eingraviert; aber auch ohne diese würde man das edle Antlitz des in so vielen Skulpturen dargestellten berühmten Herrschers erkennen. Am Rinn ist der feine aegyptische Bart befestigt; das Haupt trägt die Pheonikrone. Hoch oben über den Säulern zieht sich ein breites Band Hieroglyphen hin.

Der ewig lebende, mit dem Uräusdiadem geschmückte himmlische Horus, der gleich dem Stiere kämpfende, Gerechtigkeit liebende König von Ober- und Unterägypten, Ra-user-ma-setep-n-ra, der Sohn der Sonne, Ramses-meri-Amen, der Erwählte des Götterkönigs Amen-Ra, so lautet die Inschrift, in welcher der Felsen selbst den Namen desjenigen kundgibt, der ihn zum Tempel umgestaltete. Ramses II. (1407—1341 vor Chr.), der hier allein in allen Inschriften genannt wird, hat den Tempel angelegt und vollendet. Am sich die Größe dieser Aufgabe zu vergegenwärtigen, sei hier erwähnt, daß die Mauer des aus den Tempelräumen im Inneren ausgeprägten Gesteins 150,000 Kubitfuß beträgt. Einhundertfünfunddreißig Fuß tief führt der Tempel in das Gestein, drei Haupthallen liegen in seiner Achse und zehn kleinere Gemächer schließen sich an.

Bis auf das letzte Fleckchen bedecken bildliche Darstellungen und Inschriften die Wände. Sie wurden zuerst in Stein gemeißelt, dann mit einem dünnen Stuck überzogen und übermalt. Großentheils sind sie geschichtlichen Inhalts und behandeln die Feldzüge Ramses II., der wiederholt als Kämpfer, das Sieges Schwert oder die Lanze schwingend, zu Fuß und zu Wagen dargestellt ist, wie er die Feinde bekämpft, wie ihm Gesangene vorgeführt werden oder wie er Dankesopfer darbringt. Gemeint war der Tempel dem Sonnengotte, Horus der beiden Horizonte, dessen Gestalt uns in den Gemälden wiederholt entgegentritt. Wenn die in lange Gewänder geküllten Araber mit Fadeln das geheimnißvolle Dunkel des Fesentempels hell erleuchteten und im Vereine mit den feineren Gestalten phantastische Gruppen bilden, dann drängt unsere Einbildungskraft unwillkürlich uns in jene Zeit zurück, in der die Priester hier versammelt waren, um ihre feierlichen Gesänge zum Lobe des „Herrn der beiden Horizonte“ anzustimmen. Wie vergänglich aber dies alles war, erkennen wir, wenn wir den Tempel wieder verlassen, wo die Reste der alten Priester aus Jahrtausende langer Ruhe aufsteht, wie auf dem Trödelmarkt von Arabern feil geboten werden. Herausgerissen aus ihren Gräbern, sehen die Nannien zum Verkauf; die Bronzestatue des heiligen Apisieres, Papyrusrollen und moderne

Vogelbälge neben Schilden aus Elephantenhaut werden dem Reisenden angeboten, der in seiner Dahabieh mit günstigem Nordwinde hierhergeschwommen nach dem wunderbaren Fesentempel. Was würfelt unsere Zeit alles zusammen: die Jahrtausende alten Reste der Pharaonenzeit die brannnen Wüstenjöhne, die beim Propheten schwören und die blonden Touristen aus dem Norden, im europäischer modernen Sommeranzug mit Fächer und Badeter!

Geschichte Thiere.

Es ist den Lesern des Daheim, schreibt ein Freund unseres Blattes, vielleicht von einigen Interesse, zu dem vielbeipröchen Kapitel vom thierischen Instinkt im nachfolgenden einen kleinen Beitrag zu erhalten, wobei ich voraussichide, daß die zwei und vierbeinigen Denter, von denen die Rede sein soll, sich ihres Daseins noch freuen und gern bereit sind, Proben ihrer Leistungen bei jeder passenden Gelegenheit abzuliegen.

Zwei Gänse, deren Geschlecht nur mit Unrecht als Tappas der Dummheit verschrien ist, und eine Kage, der man schon einige Procente Denkfraft mehr zutraut, sind diesmal die Helden. Und nun ihre Thaten.

In meinem Hofe steht ein Regenfaß, dessen etwa $\frac{1}{2}$ Meter von der Erde befindlicher Krahn durch einen horizontal einzuschließenden hölzernen Stöpsel verschlossen ist. Durch Anziehen desselben (er steht etwa 2 Zoll vor) wird das Faß nach Bedarf entleert. Diese Gelegenheit benutzten unsere Gänse gern, um an dem hervorrinnenden Wasser den Durst zu löschen. Leider mußten wir den Sommer über öfter die fatale Wahrnehmung machen, daß fremde Hände den Krahn öfneten und das Faß über den Hof hin ausströmen ließen — jedenfalls böse haben, die sich ein laies Vergnügen und uns Verdruß bereiteten. Da höre ich, am offenen Fenster sitzend, wieder am Faß arbeiten und erlatte wirklich die — haben? Nein, aber die Gänse. Sie hatten beobachtet, in welcher Weise der lustbare Brunnnen erlöseten wird, und den Entschluß gefaßt, hier selbstständig aufzutreten und ihre Kenntnise praktisch zu verwerthen. Selbstbewußt standen sie vor dem Faß; die Stärkere hatte den Stöpsel gefaßt, zerrte, bis sie ihn herausriß, und dann tranken sie von dem strömenden Faß und nahmen eine vergnügliche, nicht eben wolkende Douch. Jetzt steht ein Huber vor dem Faß, damit die superflügen Gänse den Unflug nicht zu arg machen; denn sie wissen's schon auswendig. Aber den Stöpsel wieder hineinstecken, das thun sie nicht, die laien Vögel!

Eine wirklich Belorganz erregende Denkerin ist aber unsere Hans-lage, Hiddi geheihen, jagdbüchig und nachsicht bis zum Erche, die sich kein Gewissen daraus macht zu ameltiren, was und wo sie etwas erwischen kann. Auch der Kückenidrant dünkt ihr ein schönes Jagdrevier. Allein zu warten, bis ihn jemand unachtsamer Weise offen lasse, das übersteigt ihre Enthaltenskraft. Sie weiß Rath. Sie deut nach, (2. A.) und der betrübende Erfolg beweist die Nichtigkeit ihrer Schlüsse. Die beiden Thüren des Schranzes sind zum bequemeren Öffnen eine jede durch einen von oben herabhängenden Niegel (Fensterreiber) geschlossen, den man in die Höhe schiebt und so die Thüre öfnet. Aber wer läßt seit Wochen schon fast täglich die Thüren sperren auf, so daß Milch, Fleisch und was sonst eh: oder trinkbar, rettungslos verschwindet? „Kommen Sie schnell, eben macht sie den Schranz wieder auf!“ ruft die Kage. Wahrhaftig, Hiddi, der linge Kater ist's. Und er ist so sehr im Bewußtsein des Rechtes, welches Genie und Kump verleiht, daß ihm meine Anwesenheit bei seiner Arbeit nicht im Mindesten genirt. Wahrhaftig impoiant, gleich Scheffel's Hidgeiget, sitzt er auf dem Schranz, hebt verständnißmäßig mit der einen Pfote den Niegel fallen, so daß die Thüre nicht wieder zurück kann, bringt nun frohen Muthes zur Erde, thut mit aller Gemüthsruhe die Thüre von unten weit auf und hält seine Inspektion als echter Ritter vom Siegreich und geübter Kenner. Erkantet aber die durchdachte Quantitätlich verpag ich ganz, den Schluß des Luftspieles zu hindern, und so entfernte sich Hiddi mit seinem Raube, wie er vorher oft genug gethan, ohne daß wir hatten entdecken können, wer dem Schlammeiter die Thüre offen ließ. Wie er sich dann in Eiderheit sah, warf er mir vom Fenster noch einen höhnischen Blick zu, als wollte er sagen: „Das haben Sie auch nicht hinter dem dummen Hiddi geucht.“

Inhalt: Zum neuen Jahre. Gedicht von Karl Hadenichmidt. — Vor dem Sturm. Historischer Roman von Theodor Fontane. — Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1818—1860. XIII. XIV. — Das preussische Eisenbahregiment. — Auf den Bouin und Marianensfeld. Von Dr. Koeniger, Arzt an Bord Sr. Maj. Korvette „Gertha“. — Begehrlos. Nach dem Bilde von Tegner. — Am Familientische. Der Fesentempel von Abu Simbel. Zu dem Bilde: Vor dem Fesentempel von Abu Simbel von W. Genz. — Geschichte Thiere.

Unseren neu eingetretenen Abonnenten

zur Nachricht, daß das erste Quartal des laufenden Jahrganges (Nr. 1—13) durch alle Buchhandlungen und Postämter, eventuell auch durch uns für den Abonnementspreis von 2 Mark nachbezogen werden kann.

Von früheren Jahrgängen sind vollständig noch zu haben: der VIII. (1872), IX. (1873), XI. (1875), XII. (1876) XIII. (1877); Preis elegant gebunden à 9 Mark 60 Pf., in Nummern oder Hefen à 7 Mark 20 Pf. Einzelne Quartale aus den ersten dreizehn Jahrgängen à 1 Mark 80 Pf. und Nummern à 35 Pf. inklusive Frankatur sind fast aus allen Jahrgängen noch vorrätzig, ebenso Einbanddecken zu jedem Jahrgange à 1 Mark 40 Pf. Bei Bezug von einzelnen Nummern empfiehlt es sich, den Betrag vorher in Briefmarken einzuzenden, da Postvorschuß den Kostenbetrag der Nummer um das Doppelte bis Dreifache übersteigen würde.

Verantwortlicher: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantanus in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich Otto Klasing in Leipzig. Verlag der Daheim-Expedition (Wetzel & Klasing) in Leipzig. Druck von H. G. Franke in Leipzig.



Mitglieder der chinesischen Gesandtschaft im Café Bauer zu Berlin. Nach dem Leben von G. Koch.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Die chinesische Gesandtschaft in Berlin.

Von Gustav Schubert.

Es darf in gewissem Sinne als ein völkergeschichtliches Ereignis bezeichnet werden, daß sich seit wenigen Wochen in der Hauptstadt des deutschen Reiches eine kaiserlich chinesische Gesandtschaft niedergelassen hat. Diese Thatsache ist in vielen Beziehungen eine sehr erfreuliche, denn in erster Linie hat wohl der fruchtige politische Aufschwung Deutschlands nach den glorreichen Kämpfen von 1870/71 dazu beigetragen, die Augen des sonst so verschlossenen Bewohners des Reiches der Mitte auf uns zu lenken; und welche Qualität unserem Vaterland, dessen Flagge jetzt stolz in allen Welttheilen weht, beigelegt wird, geht aus dem Umstande hervor, daß gleichzeitig Gesandtschaften für Amerika und England ernannt worden sind. Es ist in China genau verzeichnet worden, zu welchem Zeitpunkte unsere Landleute den ersten Versuch machten, in das Reich einzudringen. In der von dem ehemaligen Gouverneur Yuen verfaßten Geschichte Kantons heißt es: „Die Bewohner des Reiches des Adirpaars (Manjing, Kelerreich) führen zum ersten Male durch die Tigermündung im 45. Jahre Kienlung (1781) und heißen Tschien oder Deutsche. Sie haben die Religion des Herrn des Himmels angenommen. In Sitten und Gewohnheiten sind sie von den Portugiesen nicht verschieden. Die Preußen zum ersten Male durch die Tigermündung im 52. Jahre Kienlung (1788). Sie wohnen nordwestlich von Manjing und gleichen ihnen vollkommen in Sitten und Gewohnheiten.“ Wenn es nun auch gerade 90 Jahre gedauert hat, ehe sich die himmlischen Söhne entschlossen konnten, diesen Versuch zu erneuern, so sind sie nichtsdestoweniger auf das freundlichste in Berlin aufgenommen worden und sind sich dessen auch vollständig bewußt. „Es ist mir sehr angenehm“, so empfing mich in unvornehmlicher Weise der Attache der kaiserlich chinesischen Gesandtschaft Herr S. D. Brown*, den ich im Auftrage des „Dahem“ um eine Unterredung gebeten, „nach Ihnen gegenüber über verschiedene Punkte auszusprechen zu können, die vielleicht geeignet sind, die Beziehungen zwischen der Gesandtschaft und dem deutschen Volke zu klären und zu kräftigen.“ Ich lasse in nachfolgendem das Resultat der fast anderthalbstündigen Audienz, welche unter der in dem Empfangsalon aufgehängten chinesischen Mienflage (schwarzer Drache auf gelbem Felde) stattfand, im Auszug folgen. Die Gesandtschaft, welche das elegante Haus Große Friedrichstraße 236 ausschließlich bewohnt, besteht aus 20 Personen. An der Spitze steht der kaiserlich chinesische (beurlaubte) Gesandte Lin-Ta-jen. Dieser Herr ist eine in seinem Heimlande hochangesehene Persönlichkeit, und genießt in wissenschaftlicher Beziehung nie auch als Soldat einen bedeutenden Ruf. Während verschiedener „Rebellionen“, in der Kantonprovinz, in den Kämpfen gegen wohlorganisirte berittene Räuber hat sich Lin-Ta-jen als Führer derartiger Ausgesandter, daß ihn die chinesische Regierung in Anerkennung seiner Verdienste zunächst in diplomatischer Mission nach England und jetzt nach Deutschland entsendet hat. Weisend für chinesische Verhältnisse ist der Umstand, daß der Gesandte vor und nach den Kriegszügen das Amt eines Richters in Bezug auf einen sehr niedrigen Stufe. Die Chinesen haben im allgemeinen den Krieg und verfahren mit dem Begriff eines civilisirten Staates nicht den einer großen Kriegsmacht. In den Küstenstädten bezeugt man allerdings jetzt nicht selten deutsch, englisch oder französisch uniformirte Truppen unter nicht-chinesischer Leitung, indes machen war kleiner Leute, aber Uniformen nicht Soldaten; das was der Deutsche „Drill“ nennt, ist den Chinesen ein unbekanntes und unsehbarer Begriff. Nichtsdestoweniger ist es die Aufgabe der Gesandtschaft, wenn auch nicht in der Hauptsache, das militärische Deutschland zu studiren. Die Japanesen sind in diesem Punkte bekanntlich weiter, da einige derselben bereits in dem deutschen Heere dienen. Die Hauptfunktion, welche Lin-Ta-jen erhalten hat, lautet vielmehr außer auf die Verfertigung der üblichen diplomatischen Verbindungen beider Höfe auf die Erforschung unserer Industrie und des Kunstgewerbes, um die Resultate davon für China nutzbar zu machen. Ein bedeutender Umschwung scheint sich in Bezug auf die Einführung der Dampfkraft in China vollziehen zu wollen; so sind bereits in Shanghai, Kanton, Tientsin und mehreren Küstenpunkten Dampfmaschinen in Gebrauch, Kanonen und Pulverfabriken thätig. Einen schwerwiegenden Vortheil bezeugt indes die Anlage von Eisenbahnen. Die Mitglieder der Gesandtschaft sind aus eigener Anschauung hinreichend von der Bedeutung eines Schienenweges überzeugt, doch scheitert die Ueberragung nach China an politischen Gründen, deren Tragweite wohltheilich eine viel größere ist, als wir nach europäischen Begriffen annehmen können. Unter den Motiven gegen die Eisenbahnen wird außer dem Umstande, welches der Chinesen gegen alles Neue empfindet, die Mangelhaftigkeit angeführt, daß dieselben eine vollständige Umwälzung auf sozialem Gebiete hervorrufen würden. Millionen von Arbeitsträgern würden in neue Bahnen und Gebiete gelenkt werden müssen, eine Aufgabe, die sicherlich nicht ohne Rebellionen und Aufstände gelöst werden könnte. Doch wird es hoffentlich die Perseuten und Lobpreisungen der drei Gesandtschaften, zu denen in kurzer Zeit noch je eine in Frankreich und Rußland treten werden, gelingen, der Vorsehung die Wege zu ebnen. Lin-Ta-jen hat die kurze Zeit seines Aufenthaltes in Berlin fleißig dazu benutzt, Fabriken und gewerbliche Etablissements zu besuchen. Da er das Englische fließend spricht und in seiner Umgebung außer dem Deutschen kundigen Attache mehrere sprachkundige intelligente Chinesen sind, so ist die Verständigung keine schwierige. Ein besonders feierlicher Moment für die Gesandtschaft war die Audienz und Ueberrichtung

der Beglaubigungsdocumente an Se Majestät den deutschen Kaiser. Da der Chineser mit der größten Feindschaft alles was Censur betrifft beobachtet, so waren die bei dem Empfang nöthigen Formalitäten auf das sorgfältigste studirt und festgesetzt. Die Unterhaltung mit dem Kaiser geschah durch Vermittelung des Attaches J. D. Brown in deutscher und chinesischer Sprache. Das Gespräch drehte sich um die bei diesen Gelegenheiten üblichen Fragen und bewegte sich erst während einer Audienz bei dem Gesandten, als Se Majestät aussprechen ließ, daß es ihm wohl recht schwer geworden sein müsse, das schöne China mit dem rauhen, nordischen Klima zu vertauschen. Nach orientalischer Sitte wurden der Kaiserin nach dem Empfang kostbare Geschenke, bestehend in chinesischen Rosen, einem kunstvollen Schmuck mit reichen Steinen, Porzellangefäße u. s. w. überreicht. Die Aufzucht der Gesandtschaft vor dem kaiserlichen Palais hatte heftigsterweise eine große Menschenmenge herbeigelockt, die mit großem Interesse die kostbare Tracht anschaute. Die Kleidung der Chinesen besteht bekanntlich in einem bequemen, langen Gewand von Seide, über welchem ein weiter mit breiten Ärmeln versehener Spenser getragen wird. In der Unterredung mit dem Attache von Seiten der Gesandtschaft, die mir nach der Unterredung zu — freuten. Sie behaupten, diesen vorgestellt wurden, über die Niedertrage zu — freuten. Sie behaupten, ihre Tracht sei die geänderte und bequemere einer näheren Untersuchung unterworfen, letzteren Begriff ihre Zubereitung einer näheren Untersuchung unterworfen, fand ich, im Gegensatz zu der verbreiteten Meinung über chinesische Schuhe, daß diese wirklich kaum bequemer gedacht werden können. Von starkem Tuch, da diese wirklich kaum bequemer gedacht werden können, erschienen sie mir, der ich in dem Augenblicke mit engen Lackstiefeln versehen war, einermaligen beneidenswerth. Unverständlich und „very barbarous“ erschien den Herren mein Frack; da ich für dieses Kleidungsstück keine sehr große Vertheidigungsrede halten konnte, sondern zugehen mußte, daß es allerdings weder zur Bekleidung noch zum Schmuck geeignet sei, wurden die Vertreter des himmlischen Reiches in ihren langen Gewändern recht stolz veranlaßt, in gleicher Weise wußten sie den Kampf meines Colliertuches mit ihren bequemen schwarzen Kappchen zu Gunsten der letzteren zu empfehlen, so wenig wird die Gesandtschaft unsere Kleidung zur Einführung in ihre Heimat empfehlen wird, so wenig wird es unsere Kochkunst sein. In dieser sind die Chinesen Meister. Es würde ihnen ein Diner von hundert Gängen nur wenig Schwierigkeiten bereiten. Um nicht in Verlegenheit zu kommen, hat die Gesandtschaft zwei Köche und unzählige Conferenzen, Thee, große Vorräthe an Gewürzen und Früchten mitgebracht. Die Hauptnahrung besteht aus Reis, der in den verschiedensten Zubereitungen verköstet wird. Von der in China vorherrschenden vegetabilischen Ernährungsmethode werden die Mitglieder der Gesandtschaft schon bedeutend ab, indem dieselben große Quantitäten Schweine- und Dammfleisch konsumiren. Außer den Köchen arbeiten am Hofe der fremden Gäste mehrere chinesische Handwerker: Schuhmacher, Schneider, Friseur und Barbier. Letztere haben die Köpfe der Chinesen täglich zur Rasur zu rasiren und den nach hinten hängenden Zopf sorgfältig zu pflegen und durch künstliche Zubehöre zu verlängern. Die peinliche Pflege erfährt die Behandlung der Füße — verlängern. Die peinliche Pflege erfährt die Behandlung der Füße — verlängern. Die peinliche Pflege erfährt die Behandlung der Füße — verlängern.

In einer angenehmen Verabredung der „Zopfe“ hat sich übrigens die Berliner Jugend gegen die Fremden nicht sehr freundlichlich benommen, denn einige Freuler haben an diesen Anhängeln auf offener Straße geklopft. Es sind die Gesandten indes nur Bedienten gemeint, die sich durch gewisse Aufmerksamkeit noch geehrt gefühlt haben; dem Gesandten und seinen Begleitern ist in dieser Beziehung kein Unrecht gegeben, denn keiner geht von ihnen über die Straße, da das Spaziergehen zu den lächerlichsten Beschäftigungen gerechnet wird. Das Provinzial-Schulcollegium der Provinz Szechuan hatte indes nach Kundwerdung dieser gewiß nur vereinzelten Ausstellungen an sämtliche Direktoren der ihm unterstellten Schulen ein Schreiben ergangen, nach welchem der Schuljugend mitgeteilt werden sollte, daß die Fremden nach den Grundsätzen des Anstandes und des Hofrechtes freundlich zu behandeln seien. Von amtlicher Seite ist man der An gelegenheit geredet zu werden, doch hätte jedenfalls auch ohne die behördliche Ermahnung die Berliner Bevölkerung das Nichtigste gefunden. Heute bewegen sich die Chinesen in öffentlichen Etablissements frei und ungehindert und lähnen sich von Tag zu Tage heimlicher, da sich überall Personen finden, mit denen eine englische Konversation möglich ist. Daß die chinesische Regierung weitgehende Pläne Konversionen möglich ist. Daß die chinesische Regierung weitgehende Pläne Konversionen möglich ist. Daß die chinesische Regierung weitgehende Pläne Konversionen möglich ist.

* Der genannte Attache, ein geborener Deutscher, war Director eines chinesischen Hofes und begleitete die Gesandtschaft als Dolmetscher etc.

Aus dem Papierkorbe des Daheim.

Abfälle und Einfälle aus der Woche — für die Woche.

Besten Dank Herr Justizrath.

Besten Dank, Herr Justizrath.

Wo Sie kommen doch jedenfalls?

Gewiß, jedenfalls.

Der Herr zog die Thüre zu, und ich begab mich wieder ins Zimmer.

Es ist wirklich sehr freundlich von den Leuten, uns in so zartfühlender Weise in ihr Haus einzulassen, bemerkte meine Tante. Mich wenigstens hat dieses: „Wir werden ganz unter uns sein“ überaus angenehm berührt.

Gewiß liebe Tante. Auch ich weiß es anzuerkennen, daß man die Fremden, welche ja die Familie kennen zu lernen wünschen, zunächst nicht in eine Gesellschaft einladet, sondern ihnen eben den Familienkreis öffnet. Eben deshalb will ich auch morgen hin, obgleich ich gerade in diesen Tagen überaus beschäftigt bin.

Meine Zeit war wirklich sehr in Anspruch genommen — man weiß ja, wie viel es in einem großen Verlagsgeschäft Ende November zu thun gibt. So war ich denn auch am folgenden Tage erst spät dazu gekommen, Toilette zu machen. Als ich bei meiner Tante eintrat, schlug es acht Uhr.

Meine Tante musterte mich, ihrer Gewohnheit nach, mit einem Blick, der bei der Würde anfang und bei der Stiefelspitze aufhörte, trat dann auf mich zu, legte drei Finger ihrer weichen Hand auf meinen Arm und sagte: „Nimm es mir nicht übel, Friedrich Wilhelm, aber bist Du nicht etwas zu elegant gekleidet? Die Leute sind so überaus zartfühlend, werden sie es Dir nicht als Rücksichtslosigkeit auslegen, wenn Du durch Deine Toilette den familienhaften Charakter, den unser heutiges Zusammensein doch haben soll, beeinträchtigt?“

Ich muß gestehen, daß mir die Aussicht, mich noch einmal umkleiden zu müssen, wenig zusagte.

Reinst Du wirklich, Tante? Sollte mein Visitenkostüm Anstoß erregen? Es ist ja kein Frack.

Tante suchte die Achseln: Die Du meinst, erwiderte sie, ich meinstheils sähe Dich heute am liebsten in der Kleidung, in welcher Du Dich zu Hause und im Gesicht bewegt.

Ich kürzte in mein Schlafzimmer, kleidete mich in höchster Hast um und folgte dann meiner Tante in die mittlerweile herbeigeholte Toilette. Ich muß gestehen, ich hätte viel darum gegeben, wenn ich gerade heute hätte zu Hause bleiben können. Mir war der Kopf voll von Gesichtsfäden, ich war überhaupt nicht aufgelegt — da soll man nicht in Gesellschaft gehen. Aber nun, wir führen ja auch nicht in Gesellschaft, sondern zu einem Familienbesuch.

Wir schielten und ein Diener in schwarzen Frack mit weißen Handschuhen öffnete uns die Thüre. Ich hatte nicht gemerkt, daß der Herr Justizrath in so breiten Verhältnissen lebe. Nun, um so besser für ihn. Ich hatte auch nicht gemerkt, daß seine Familie so zahlreich sei, wie ich aus der Zahl der im Porkeube hängenden Herrenpaletots und Damennmäntel, sowie aus dem Stimmengewirr im Nebenzimmer schließen mußte. Nun, das war seine Sache.

Der beschrieb aber mein Erstaunen, als wir in eine große Gesellschaft traten! Das Zimmer war so voll von uns ganz fremden Menschen, daß wir Mühe hatten, uns bis zur Hausfrau durchzuwinden. Dabei war alle Welt in großer Toilette, die Herren zum großen Theil im Frack, jedenfalls im schwarzen Gesellschaftsanzuge.

Nun liegt ja nichts daran, aber es ist doch immerhin peinlich, gerade als Fremder in seiner Kleidung aufzufallen. Uebrigens mußte ja offenbar ein Mißverständniß vorliegen, die Hausfrau konnte mir mein unfeiliches Gewand als Rücksichtslosigkeit auslegen. Ich benutzte also den Augenblick, in dem ich dem Hausherrn die Hand schüttelte, um mich unter Berufung auf seine Einladung zu entschuldigen. Oh — bitte — erwiderte er lächelnd, es ist ja ein ganz kleiner Kreis, wir sind ja ganz unter uns.

Ich sah mich um im Zimmer — es hätte kaum ein Apfel zu Boden fallen können. In diesem Augenblick entstand eine Bewegung, mein blonder junger Nachbar trat mir auf die Füße, ich trat zurück und trat nun auf die Füße meines Hintermannes. Der blonde junge Mann wendete sich darauf zu mir um und sagte: Pardou, und ich wandte mich zu meinem Hintermann um und sagte: Um Verzeihung. Mittlerweile hatten sich noch zwei Paare bis zur Hausfrau durchgedrungen, und ich hörte deutlich, wie sie ihr vorgestellt wurden.

Es war sehr heiß im Zimmer, und ich hätte mich gern gekühlt, aber daran war nicht zu denken, denn die Stühle befanden sich uns Menschen gegenüber stark in der Minorität. Ich führte nun mit meinen Leidensgenossen ein halbes Dutzendmal wörtlich folgendes Gespräch:

Er: (verbindlich lächelnd) Sie leben erst seit kurzer Zeit in unserer Stadt, Herr Doctor?

Ich: (verbindlich lächelnd) Allerdings, erst seit etwa drei Monaten.

Er: (verbindlich lächelnd) Und es gefällt Ihnen bei uns.

Ich: (verbindlich lächelnd) Oh, gewiß.

Er: (verbindlich lächelnd) Ich hoffe, daß Sie sich bei uns einleben werden.

Ich: (verbindlich lächelnd) Ohne Zweifel.

Unterdessen dachte ich und wahrscheinlich auch mein Partner darüber nach, wem zu Liebe wir denn eigentlich unserem trauten Heim den Rücken gefehrt hätten, um hier nichtssagende Phrasen mit uns wildfremden Menschen auszuhandeln und zu lächeln, bis uns die Gesichtsmuskeln weh thaten.

Endlich sagte es ein günstiges Geschick, daß ich mit einem Herren über obige Phrasen hinauskam. Es erwies sich, daß wir einige Berührungspunkte hatten, es kam daher ein interessantes Gespräch in Gang. Da ich mir plötzlich ein anderer Nachbar einen großen Kupferfisch in die Hand. Ich blinzelte mich um und gewahrte, daß die meisten Herren ebenfalls einen Kupferfisch in der Hand hielten und sich in halblauten Ausrufen über ihn ergingen.

Was soll das? fragte ich den Herren, mit dem ich mich unterhalten hatte. Nun, das ist doch ein sehr schöner Kupferfisch! verlegte er.

Gewiß aber — aber —

Oh, wenn er Ihnen nicht gefällt, so geben Sie ihn doch nur weiter.

Ich that also, bekam aber gleich darauf ein kleines Aquarellbild in die Hand.

Mir wurde ganz jung zu Mut. So hatten mich die Tanten unterhalten, wenn ich als Dreizehnjähriger sie besuchte und sie nicht wußten, was sie mit mir anfangen sollten.

Aus der einen Ecke, in der die Hausfrau saß, wurden immer mehr Bilder in Kurs gesetzt: Kupferfische, Stahlstiche, Aquarelle, Photographieen italienischer Landschaften.

Mir wurde immer kindlicher zu Sinn, und es regte sich etwas von längst vergetenem jugendlichen Uebermuth in mir. Ich mußte nicht ohne Anstrengung die Neigung unterdrücken, meinem Nachbar das Taschentuch zu Dreiertheil aus der Tasche zu ziehen oder ihn zu stehlen oder dergleichen. Mein Uebermuth war doch die Atmosphäre, in der ich mich befand, ganz die unserer weildand Zeiten, wenn Dr. Schmidt in der Geographiestunde Ansichten von China in Umlauf gesetzt hatte.

Aber es sollte noch besser kommen. Plötzlich wird mir irgendwoher ein kleines Indehernes Ding in die Hand gedrückt. Ich besah es: es ist eine richtige Kinderklapper. Bester Herr Justizrath, sagte ich zu dem Hausherrn, der sich eben an mir vorüber wendet, was ist das? Eine antike Kinderklapper, erwidert er. Sie ist ganz echt, ich habe sie selbst in Pompeji gefunden.

Sprach's, verschwand im Gedränge und ließ mich mit meiner antiken Kinderklapper zurück. Ich sah mich unwillkürlich nach einer Zauberin um — nach einer antiken natürlich — aber ich konnte keine gewahr werden.

Ich war darüber von meinem lebenswürdigen Nachbar getrennt worden und sahste mich daher, da ich auch die antike Kinderklapper weiter gegeben hatte, mitten im Gedränge recht einsam. Da gewahrte ich einen Bekannten und er mich. Wir rübten also auf einander zu, gelangen zu einander und begannen eben ein für uns höchst interessantes Gespräch. Da ertönt plötzlich ein vielstimmiges: St! St! und gleich darauf ein Marterkostenaccord. Also auch das noch! Es war wirklich unbarmherzig, unbarmherzig gegen die junge Dame, die ihre Gesangsstücke vor so vielen ganz unwillkürlichen Menschen über uns und unbarmherzig gegen uns, die wir sammt und sonders ihre Witttheilung: „Dein ist mein Herz“ schweigend entgegen nehmen mußten.

Bekanntlich hat jedes Leid ein Ende, auch das Singen und Singen hören in einem überfüllten Gesellschaftszimmer. Auch unsere Erlösungstunde schlug, indem sich die in das Speisezimmer führende Thür öffnete. Die Hausfrau nahm den Arm eines älteren Herren, der Hausherr dort den Arm einer älteren Dame, und auch wir anderen armen und uns parvulen. Ich hatte mich einer jungen Frau zur Verfügung gestellt, und wir begaben uns nun, stehend und gekostet werden, in das Speisezimmer.

Dieses war lang und schmal, es gab daher kein geringes Gedränge. Als wir endlich bis an den Tisch gelangt waren, bemerkte ich, daß auf den Rheinweinlagern herrliche Kärtchen lagen, auf denen die Namen derjenigen verzeichnet waren, welchen der betreffende Platz zuadacht war. Es hieß also suchen. Wir suchten. Dabei ging es nicht ohne Hin- und Herböfen und sonstige Nothstände ab, es gelang mir aber schließlich doch, meinen Namen zu entdecken. Aber o weh! was war damit ankommen, denn nun galt es erst den Platz meiner Dame ausfindig zu machen, und dieser befand sich — ich möchte sagen natürlich — gerade am anderen Ende des Tisches. Ich sah meine Dame aufmunternd an, und sie lächelte ruhig. Wohlan, wir kürzten uns also selbstvergessen wieder in den Strudel, wurden hier an die Wand gequieft, quetschten unsereferseits dort an den Tisch, bis ich endlich nicht ohne Bedauern meine lebenswürdige Leidensgefährtin dem ihr bestimmten Cavalier übergab und dann wieder meinen Platz aufsuchte. Wie unpraktisch ist doch — dachte ich — ein solches Arrangement! Wenn man die Bildung der Paare nicht dem Geschmack der Betheiligten und dem Zufall überlassen will — was sich ja um der gesellschaftlichen Neigung willen nicht empfiehlt — warum sagt man dann nicht jedem Herren, welche Dame er zu Tisch zu führen habe? Darum winnt man mich, eine Dame zu führen, mit der ich doch nicht zusammen sehe und mit der es sich daher gar nicht lohnt, ein Gespräch zu beginnen?

In diesem Fall that mir die Unföte doppelt weh, denn während die junge Frau, die ich zu Tisch führte, sich bereits in dem Alter befand, in welchem der Mensch anfängt, natürlich und daher gesellschaftlich genießbar zu werden, war ich über Tisch der Cavalier eines jungen Mädchens, das kein Kind mehr war, und mochte zusehen, wo ich Unterhaltungstoff für das solde Gespräch herbekam.

Ich schäbe den Justizrath sehr und bin nachher noch oft und gern im Kreise seiner lebenswürdigen Familie gewesen, aber an jenem Abend konnte ich den Gedanken an mein trauliches Heim auch nicht einen Augenblick los werden. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich arbeiten, lesen oder mit Tante hätte plaudern können, anstatt hier mit einem mir ganz fremden unsumpatischen Wesen über mir ganz fremde unsumpatische Dinge zu sprechen. Man wird sich daher einigermaßen denken können, mit welcher Entrüstung es mich erfüllte, als beim Abschied die Gäste dem Wirth dankten, anstatt seinen Dank entgegenzunehmen. Wie, dachte ich, ich habe seinetwegen meine Arbeit unterbrochen, Toilette gemacht, mein Haus verlassen und soll ihm nun noch dafür danken? Nein, mein Herr, wenn Sie bei mir gewesen sind, wenn Sie mir das Opfer Ihrer Bequemlichkeit gebracht haben, dann sollen Sie mit einem „besten Dank“ entlassen werden, aber heute gebührt der Dank mir, nicht Ihnen.

Wir gingen hinaus. Sobald wir uns auf der Treppe befanden, zogen die Herren ihre Portemonnaies, und ein jeder drückte dem Diener etwas in die Hand. Aus dem Vorfall her aber erllang es abermals:

„Besten Dank, Herr Justizrath.“

Friedrich Wilhelm Müller

